

Zum Gedenken an Peter Borowsky



Hamburger Universitätsreden
Neue Folge 3

Zum Gedenken an
Peter Borowsky

Hamburger Universitätsreden
Neue Folge 3

Herausgeber:
Der Präsident der Universität Hamburg

ZUM GEDENKEN AN
PETER BOROWSKY

herausgegeben von
Rainer Hering
und
Rainer Nicolaysen



Peter Borowsky

I N H A L T

- 9 Zeittafel Peter Borowsky
- 15 Vorwort
- 17 TRAUERFEIER FRIEDHOF HAMBURG-NIENSTEDTEN,
20. OKTOBER 2000
- 19 Gertraud Gutzmann
Nachdenken über Peter Borowsky
- 25 Rainer Nicolaysen
Trauerrede für Peter Borowsky
- 31 GEDENKFEIER UNIVERSITÄT HAMBURG,
8. FEBRUAR 2001
- 33 Wilfried Hartmann
Grußwort des Vizepräsidenten der Universität
Hamburg
- 41 Barbara Vogel
Rede auf der akademischen Gedenkfeier für Peter
Borowsky

- 53 Rainer Hering
Der Hochschullehrer Peter Borowsky
- 61 Klemens von Klemperer
Anderer Widerstand – anderes Deutschland? Formen
des Widerstands im „Dritten Reich“ – ein Überblick
- 93 GEDENKFEIER SMITH COLLEGE,
27. MÄRZ 2001
- 95 Joachim Stieber
Peter Borowsky, Member of the Department of History
in Recurring Visits
- 103 Hans Rudolf Vaegt
The Political Ramifications of Hitler's Cult of Wagner
- 129 ANHANG
- 131 Bibliographie Peter Borowsky
- 139 Gedenkschrift für Peter Borowsky – Inhaltsübersicht
- 147 Rednerinnen und Redner
- 149 Impressum

Z E I T T A F E L

Peter Borowsky

- 1938 Peter Borowsky wird am 3. Juni als Sohn von Margarete und Kurt Borowsky, einem selbstständigen Einzelhandelskaufmann, in Angerburg/Ostpreußen geboren
- 1944 im Herbst Einschulung in Angerburg
- 1945 nach der Flucht aus Ostpreußen von Januar 1945 bis Ostern 1949 Besuch verschiedener Volksschulen in Niedersachsen; der Vater gilt seit dem April 1945 als vermisst
- 1949 Besuch der Mittelschule in Uelzen
- 1953 Besuch der Realschule in Remscheid
- 1956 Besuch des Friedrich-von-Bodelschwingh-Gymnasiums in Bethel bei Bielefeld
- 1959 Abitur; im Sommersemester Aufnahme des Studiums an der Philipps-Universität in Marburg in den Fächern Geschichte, Lateinische Philologie, Psychologie, Philosophie und Erziehungswissenschaft mit dem Studienziel Staatsexamen für das Höhere Lehramt
- 1960 nach zwei Semestern Wechsel an die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg/Br.

- 1961 zum Sommersemester Wechsel an die Universität Hamburg
- 1965 am 18. Juni Ablegung des Ersten Staatsexamens für das Höhere Lehramt in Geschichte (bei Fritz Fischer) und Latein (bei Hans-Joachim Mette)
- 1966 ab 1. Januar Wissenschaftliche Hilfskraft bei Fritz Fischer am Historischen Seminar der Universität Hamburg
- 1968 ab 1. Januar Verwalter der Dienstgeschäfte eines wissenschaftlichen Assistenten bei Fritz Fischer; im Juni bestandene Doktorprüfung
- 1969 ab 9. September Wissenschaftlicher Assistent Fritz Fischers; ab dem Wintersemester 1969/70 Lehrveranstaltungen am Historischen Seminar der Universität Hamburg sowie Spezialkurse zur deutschen Zeitgeschichte im Rahmen des Junior Year Abroad Program des Smith College (Northampton/Massachusetts) in Hamburg (bis 1998)
- 1970 Veröffentlichung der Dissertation *Die deutsche Ukraine-politik 1918 unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftsfragen* (Betreuer: Fritz Fischer und Fritz T. Epstein); am 29. Mai Promotion zum Dr. phil.; Vorsitzender des Studienreformausschusses im Fachbereich Geschichtswissenschaft (bis 1974); ab 17. Dezember Wis-

- senschaftlicher Rat am Historischen Seminar der Universität Hamburg
- 1971 ab 22. April Wissenschaftlicher Oberrat
- 1972 Die intensive Mitwirkung an der Studienreformdiskussion mündet in die Dokumentation *Projektstudium im Fach Geschichte*
- 1974 erster Aufenthalt als Gastprofessor im History Department, Smith College, Northampton/Massachusetts (es folgen weitere Gastprofessuren in den Jahren 1977, 1981, 1984/85, 1989, 1993/94 und 1998); Vortragsreise durch den Nordwesten der USA und nach Vancouver; in den nächsten Jahren zahlreiche Vortragsreisen in verschiedene Länder Europas und Amerikas
- 1975 Die gemeinsam mit Barbara Vogel und Heide Wunder verfasste *Einführung in die Geschichtswissenschaft I* erscheint in erster Auflage
- 1978 Die Biographie *Adolf Hitler*, geschrieben vor allem für jugendliche Leserinnen und Leser, erscheint in erster Auflage
- 1980 Peter Borowskys erste Überblicksdarstellung zur deutschen Geschichte nach 1945 wird in der Reihe *Edition Zeitgeschehen* unter dem Titel *Deutschland 1970-1976*

- veröffentlicht; weitere Bände mit jeweils zahlreichen Auflagen folgen
- 1981 Ablehnung des Antrags auf Übernahme zum Professor im Fachbereich Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg
- 1987 erneute Ablehnung des Antrags auf Übernahme zum Professor im Fachbereich Geschichtswissenschaft
- 1991 am 6. Februar Habilitation für das Fach „Neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Zeitgeschichte“ am Fachbereich Geschichtswissenschaft; am 10. April verleiht der Fachbereichsrat Peter Borowsky den Titel eines „Privatdozenten“; Aufenthalt als Gastprofessor am Middlebury College, Middlebury/Vermont (es folgen weitere Gastprofessuren in den Jahren 1993, 1996 und 1998)
- 1992 am 14. Januar Antrittsvorlesung im Kokoschka-Hörsaal zum Thema „Justus Hashagen, ein vergessener Hamburger Historiker“
- 1996 Am 2. Februar wird Peter Borowsky gemäß § 17 (I) des Hamburgischen Hochschulgesetzes die akademische Bezeichnung „Professor“ verliehen
- 1999 Die Krebserkrankung wird zu Beginn des Jahres diagnostiziert; eine Lehrtätigkeit ist nicht mehr möglich; die

- Beratungs- und Prüfungstätigkeit setzt Peter Borowsky fort
- 2000 Peter Borowsky stirbt am 13. Oktober in seiner Wohnung am Falkensteiner Ufer und wird am 20. Oktober auf dem Friedhof Hamburg-Nienstedten beigesetzt
- 2001 Der Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg veranstaltet am 8. Februar eine Akademische Gedenkfeier zu Ehren Peter Borowskys; am 27. März findet eine entsprechende Ehrung am Smith College statt
- 2003 Am 3. Juni, dem 65. Geburtstag Peter Borowskys, wird die Gedenkschrift *Lebendige Sozialgeschichte* im Rahmen einer Feier im Warburg-Haus vorgestellt; am 4. Juni veranstaltet der Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft eine öffentliche Gedenkfeier im Kokoschka-Hörsaal

V O R W O R T

Am 13. Oktober 2000 starb der Historiker Peter Borowsky, ein „Schüler“ Fritz Fischers, im Alter von 62 Jahren. Nahezu vier Jahrzehnte hat er an der Universität Hamburg gewirkt: als Student, Wissenschaftlicher Assistent, Wissenschaftlicher Oberrat und Privatdozent für Neuere und Neueste Geschichte. Im Jahre 1996 wurde ihm der Titel „Professor“ verliehen; eine Professorenstelle jedoch blieb ihm verwehrt.

Als Autor auflagenstarker Geschichtswerke erreichte Peter Borowsky ein großes Publikum. Die gemeinsam mit Barbara Vogel und Heide Wunder verfasste, 1975 erstmals erschienene *Einführung in die Geschichtswissenschaft* ist bis heute ein wissenschaftlicher „Bestseller“; Borowskys Hitler-Biographie für Jugendliche und seine Überblicksdarstellungen zur Deutschen Geschichte nach 1945 erlebten ebenfalls zahlreiche Auflagen. Der Schwerpunkt seines Wirkens aber lag in der akademischen Lehre, in der er Herausragendes leistete. Generationen von Geschichtsstudierenden wurden von ihm unterrichtet, betreut und geprägt – an der Universität Hamburg wie am Smith College, Northampton/Massachusetts, wo der Gelehrte seit 1974 regelmäßig eine Gastprofessur wahrnahm.

Die Partnerschaft zwischen diesen beiden Hochschulen

wurde von Peter Borowsky geradezu verkörpert. Die akademischen Gedenkveranstaltungen zu seinen Ehren – im Februar 2001 an der Universität Hamburg und im folgenden Monat am Smith College – vermittelten davon einen bewegenden Eindruck. Eine Auswahl der dort sowie zuvor bei der Trauerfeier auf dem Friedhof Nienstedten gehaltenen Reden ist in diesem Heft zusammengefasst.

Zeitgleich erscheint zum 3. Juni 2003, dem 65. Geburtstag Peter Borowskys, eine umfangreiche Gedenkschrift, deren Titel *Lebendige Sozialgeschichte* Borowskys Forschungsfelder inhaltlich wie methodisch andeuten und zugleich seine besondere Art, Geschichte zu vermitteln, akzentuieren soll.

Rainer Hering

Rainer Nicolaysen

TRAUERFEIER

FRIEDHOF HAMBURG-NIENSTEDTEN

20. OKTOBER 2000

Gertraud Gutzmann

NACHDENKEN ÜBER PETER BOROWSKY

Sehr verehrte Frau Borowsky,

Familie Opper,

lieber Hans Liermann,

Freunde, Kollegen,

liebe Trauergäste!

Ich spreche hier und heute als Vertreterin des Smith College in Northampton, Massachusetts, mit dem die Universität Hamburg seit 1962 ein offizielles Studenten-Austauschprogramm unterhält und seit 1981 einen Professoren-Austausch, in dessen Rahmen Peter Borowsky zu wiederholten Malen am Smith College gelehrt hat. Ich zähle zu einer Vielzahl von Kollegen und Kolleginnen, die sich glücklich schätzen, mit Prof. Borowsky in den vergangenen 25 Jahren in Lehre und Forschung zusammengearbeitet zu haben. So konnte ich beispielsweise noch im Sommer 1998 mit ihm in der Summer School des Middlebury College eine Veranstaltung über deutsche Geschichte und Literatur anbieten; im Herbst des gleichen Jahres hat er dann als Gastprofessor des Smith College mit Prof. Hans R. Vaget ein Seminar zum Thema „Hitler in the

Context of German Culture“ mitgestaltet und mitgetragen. Unser Studienprogramm in Hamburg hat er nahezu seit Anbeginn begleitet und mit Vorlesungen über neuere deutsche Geschichte bereichert. Generationen von Smith-College-Studentinnen haben Peter Borowsky dankend und bewundernd bekundet, wie sehr er sie in ihren Lernprozessen, mehr noch, auf ihrem Wege zu sich selber in seiner interessierten, jedoch seine Studierenden nie vereinnahmenden Weise gefordert und gefördert hat.

Ich stehe hier also im Auftrag von Ruth Simmons, der Präsidentin des Smith College, sowie des Dekans John Connolly, der Historiker Klemens von Klemperer und Joan Afferica sowie der Kolleginnen und Kollegen des Smith College Department of History insgesamt.

Aber auch die Sprach- und Literaturwissenschaftler des Smith College, die sich Peter Borowsky die letzten drei Jahrzehnte hindurch kollegial und freundschaftlich verbunden sahen, haben mich gebeten, heute auch in ihrem Namen zu sprechen. Ich sehe sie also in Gedanken neben mir stehen, die Literatur- und Sprachwissenschaftler Elizabeth von Klemperer, Margaret und Igor Zelljadt, Konrad Kenkel, Jocelyne Kolb, Hans R. Vaegt, Ann Leone, Joseph und Susan McVeigh, Marianne Morell Schumann, die Witwe unseres Kollegen Willy

Schumann, des Mitbegründers unserer Austauschprogramme mit der Universität Hamburg, sowie Karl-Gert und Lissy Kribben. Gabriele Wittig-Davis, Literaturwissenschaftlerin am Mt. Holyoke College und die diesjährige Direktorin unseres Junior Year Program in Hamburg, ist selber zur heutigen Trauerfeier gekommen. Die Direktoren der Deutschen Schule des Middlebury College, Jochen Richter und Karl Obrath, sowie die vielen anderen, die sich glücklich schätzen, Peter Borowsky gekannt zu haben, schließen sich mir an in dem Versuch, Peter Borowsky zu würdigen und seiner mit Dank, wenn auch in tiefer Trauer zu gedenken.

Nachdenken über Peter Borowsky also.

„Nachdenken – ihm nach – DENKEN. Dem Versuch, man selbst zu sein.“ So ähnlich beginnt Christa Wolfs Roman *Nachdenken über Christa T.* Von dem Versuch der Autorin, sich eines bewunderten, begnadeten und geliebten, allzu früh verstorbenen Menschen erinnernd und schreibend zu vergewissern, habe auch ich Anweisung erhalten in meinem Bemühen, den Freund, Kollegen und Generationsbruder Peter Borowsky nicht zu einem Erinnerungs-Medaillon gerinnen zu lassen. Er soll stattdessen leben, so lebensnahe, neugierig, intellektuell diszipliniert, kreativ und auf eine unnachahmlich liebenswerte Art den Menschen freundlich gesonnen, wie er es bisher war.

Vor dem Vergessenwerden brauchen wir ihn jedoch kaum zu schützen: Er lebt, wie es ihm gebührt, weiter in unser aller Leben; wir alle können, solange wir nicht aufhören, uns seiner zu erinnern, ihn neben uns hergehen lassen; er spricht mit uns, teilt sich mit, heißt uns innehalten und nachdenken; er berät uns, lächelt, erzählt Geschichten und vermittelt dabei, auf eine lange Tradition ostelbischer Geschichten-Erzähler zurückgreifend, historisches Wissen, aus dem politischer wie auch Lebens-Mut einzuholen ist. Günter Grass, hätte er eine Borowsky-Vorlesung gehört oder eines seiner Seminare besucht, er müsste zugestehen – so will mir scheinen –, dass Angerburg, Peter Borowskys Geburtsort, doch noch um einiges weiter östlich liegt als Danzig und dass die Geschichte- und Geschichten-Erzähler dort etwas mit in die Wiege gelegt bekommen, was sich an Gogol, Dostojewski oder an Lesskow'scher Tradition hat schulen können. (Von den erzählerischen und lyrischen Versuchen der Dichter der Königsberger Kürbishütte, etwa eines Simon Dach, ganz zu schweigen, deren Gedichte sich bewegen zwischen gesteigerten Antithesen: Sie erzählen von Lebenslust und Todesnähe, von Eros und vom Waffenlärm des Dreißigjährigen Krieges.)

Auch er, Peter Borowsky, hat Kriegszeiten gekannt, hat jedoch die beschwerliche Flucht in der Kindheit aus dem Ost-

preußen gegen Ende des Zweiten Weltkrieges und deren mögliche Nachwirkungen im eigenen Leben stets heruntergespielt. In Marion Dönhoffs Prosatext *Namen, die keiner mehr nennt* wie auch in vielen anderen Darstellungen finden sich jedoch eindringliche Aufzeichnungen über das fluchtartige Verlassen der heimischen Region in jener Zeit. Peter Borowsky setzte sich eher forschend, lehrend und schreibend auseinander mit jener Zeitgeschichte und vermochte dabei neue Sichtweisen und Einblicke bereitzustellen, unbestechlich im Urteil, ohne je zu eifern oder vorschnell zu verurteilen.

Er wird mir fehlen in meinem Nachdenken über die Zeit, in der wir um 1938 Geborenen unsere lebensgeschichtliche Prägung erfuhren. Eine seiner häufig an mich gerichteten Ermahnungen werde ich von nun an jedoch besser zu beherzigen wissen: dass das Vergangene uns nicht darin hindern sollte, aus dem Vollen zu leben, wissend, dass wir nur Vorläufige sind.

Peter Borowsky hat uns drüben, in Transozeanien, erstaunt mit seiner Fähigkeit und Bereitschaft, sich dem Fremden und der Fremde zu öffnen und sich auf sie einzulassen. So wird es kaum überraschen, dass er bei uns in Amerika als einer von uns gilt, als ein Dazugehörender. Wenn ich all diejenigen namentlich aufführen wollte, die am Smith College oder Middle-

bury College beim Erwähnen des Namens Peter Borowsky auf eine Weise reagieren, als hätte man gerade von einem ihnen besonders lieben Anverwandten gesprochen, ich müsste Sie bitten, mir stundenlang zuzuhören. Stattdessen beschränke ich mich darauf, ihm im Namen all dieser vielen hier in Ihrer Gegenwart zu beteuern: „Peter, we thank you for having mentored us so richly with the inimitable intelligence of your mind and of your heart. We thank you for having graced each of our lives, for having enriched the intellectual and communal life of Smith College and of Middlebury College’s German School; we will always hold dear your incomparable colleagueship, and above all, your friendship.“

Und so soll er denn auch weiterhin unter uns leben: unzerstörbar, unzerstört.

Rainer Nicolaysen

TRAUERREDE FÜR PETER BOROWSKY

Lieber Hans Liermann,
liebe Familienangehörige,
liebe Trauergäste!

Ich möchte einige Worte als „Schüler“ Peter Borowskys sagen, auch stellvertretend für die vielen Studierenden und Promovenden, die ihn so sehr geschätzt und – hier passt das Wort einmal wirklich – verehrt haben.

Peter Borowsky hat Generationen von Hamburger Geschichtsstudierenden und -studenten unterrichtet, betreut, geprägt. Er war ein hinreißender akademischer Lehrer, ein erstaunlicher, ein wunderbarer Mensch, und nicht selten hörte man unter den Studierenden, er sei eigentlich ein Phänomen: immer von geradezu erfrischender Freundlichkeit, stets ansprechbar und interessiert an inhaltlichen Aspekten wie an den Studierenden selbst. Dass diese Fähigkeiten irgendwann als selbstverständlich wahrgenommen worden seien, ließe sich wohl annehmen, aber ich denke, wir Studierenden spürten und wussten sehr genau, dass dieses etwas ganz Besonderes war. „Wie macht er das bloß?“ war eine häufig zu hörende

Frage, die Bewunderung mit Verwunderung verband. Sogar Geschichtsstudierende, die gar keine Seminare bei Peter Borowsky belegten, empfanden, dass der 9. Stock des Philosophenturms durch seine bloße Präsenz heller und lebendiger erschien.

Peter Borowskys Veranstaltungen waren meist überfüllt. Aber schon die Art, wie er in der ersten Sitzung den Seminarraum betrat – schwungvoll und aufgeräumt –, signalisierte, dass nun aus dieser Lehr- und Lernsituation das Beste zu machen sei. (Ich habe im Sommersemester 1986 das Geschichtsstudium mit einem solchen Borowsky-Proseminar begonnen, was dazu führte, dass mein Nebenfach Geschichte schleunigst zum ersten Hauptfach avancierte.) Die Seminare waren klar vorstrukturiert, ließen den Studierenden aber viel Raum. Diskussionen fanden in selten freier Atmosphäre statt, ohne allerdings je beliebig zu werden. Denn wenn das Gespräch einmal eine wenig konstruktive Richtung nahm, verstand es Peter Borowsky, mit entwaffnender Direktheit zum Wesentlichen zurückzulenken.

Wir Studierenden fühlten uns bei ihm ernst genommen und auch persönlich angesprochen. Dazu trug nicht unmaßgeblich bei, dass er – offenbar über ein unglaubliches Namensgedächtnis verfügend – jede Studentin und jeden Studenten sei-

ner vielen Seminare von Beginn an mit Namen ansprach und diesen auch viele Jahre später nicht vergessen hatte.

Stets begegnete er uns mit großer Offenheit und wachem Interesse; einmalig waren seine Sprechstunden. Wie oft gingen Studierende zweifelnd hinein und kamen gestärkt und optimistisch heraus! Auf der fachlichen Ebene kam Peter Borowsky zielsicher auf die zentralen Aspekte zu sprechen, aber nicht minder wichtig war die ihm eigene menschliche Ausstrahlung, die uns und unser wissenschaftliches Arbeiten motivierte. Viele ehemalige Studierende haben in Gesprächen der letzten Tage auch betont, eine Sprechstunde bei Peter Borowsky sei völlig angstfrei gewesen: eine, wie mir scheint, sehr bemerkenswerte Charakterisierung.

Sicher hat dies auch dazu beigetragen, dass so viele Studentinnen und Studenten Peter Borowsky als Prüfer wählten. Nicht dass es bei ihm leichter gewesen wäre, aber es war einfach ein beruhigendes Gefühl, in der Prüfung einem Menschen mit derart feinem Gespür zu begegnen. Nie hat Peter Borowsky jemanden abgewiesen, der bzw. die bei ihm ein Seminar oder eine Prüfung machen wollte.

Dabei schien alles, was er tat, von einer fast spielerischen Leichtigkeit; vielleicht geriet dadurch für uns Studierende manchmal aus dem Blick, welch' ungeheure Arbeitsleistung

sich dahinter verbarg. Seminar- und Examensarbeiten wurden in allen Verkehrsmitteln und selbst in den entlegensten Weltgegenden korrigiert; während seiner Gastprofessuren in den USA „schmiss“ Peter Borowsky auch noch den „Hamburger Laden“: Gutachten, Empfehlungsschreiben, ermunternde Ratschläge kamen prompt – ob nun gerade ein Ozean dazwischen lag oder nicht. Es war eine große Belastung und häufige Überlastung, die er für uns auf sich nahm und über die er – jedenfalls den Studierenden gegenüber – kein Wort verlor. Dass ausgerechnet dieser so herausragende akademische Lehrer keine Universitätsprofessur erhielt, wurde von den Studierenden – und auch von vielen anderen – als große Ungerechtigkeit empfunden. „Boro zum Prof!“ lautete der studentische Slogan schon in den achtziger Jahren.

In meinem Leben ist Peter Borowsky ein wichtiger Mensch. Im Studium wie später während meiner Promotionszeit und danach hatte ich das Glück, auf einen Lehrer zu treffen, der mich beriet, unterstützte und förderte, der mir zugleich aber immer die Freiheit eigener Entwicklung ließ.

Wir alle werden Peter Borowsky sehr vermissen; zugleich bin ich sicher, dass er in vielen weiterwirken und auch über seinen Tod hinaus Vorbild bleiben wird.

Ich möchte schließlich an eine typische Einzelheit erinnern:

Unnachahmlich war, wie Peter Borowsky sich am Telefon meldete. Egal, wann man ihn anrief: Mit freundlich-munterer Stimme nannte er seinen Namen. Das war lebensbejahend und den Menschen zugewandt. Diesen Ton höre ich genau. Er wird in meinem Ohr bleiben – und in meinem Herzen.

G E D E N K F E I E R

U N I V E R S I T Ä T H A M B U R G

8 . F E B R U A R 2 0 0 1

Wilfried Hartmann

GRUSSWORT DES VIZEPRÄSIDENTEN
DER UNIVERSITÄT HAMBURG

Sehr geehrte Mitglieder der Familie Borowsky,
sehr geehrter Herr Liermann,
sehr geehrte Frau Dekanin, liebe Frau Prof. Vogel,
sehr geehrter Herr Prof. von Klemperer,
sehr geehrter Herr Dr. Hering,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
die Sie als Kolleginnen und Kollegen, Schülerinnen und
Schüler von Prof. Borowsky zur Gedenkfeier
zusammengekommen sind.

Im Namen der Universität Hamburg darf ich Sie alle zu dieser akademischen Feier im Gedenken an unseren im Oktober vergangenen Jahres verstorbenen Kollegen Prof. Peter Borowsky sehr herzlich begrüßen. Der Präsident unserer Universität, Dr. Jürgen Lüthje, bedauert sehr, dass er an der gleichzeitig stattfindenden Sitzung des Wissenschaftsausschusses der Bürgerschaft teilnehmen muss, und hat mich gebeten, ihn zu vertreten. Dieser Bitte bin ich gerne nachgekommen.

Nachdem wir vor neun Monaten zu Ehren des hochbetagt

verstorbenen großen akademischen Lehrers Fritz Fischer zu einer akademischen Feier zusammenkamen, gedenken wir jetzt in kurzem Abstand nach Arnold Sywottek bereits zum zweiten Mal eines „Fischer-Schülers“ aus diesem Fachbereich. Peter Borowsky verstarb nicht als betagter Emeritus und Mentor des Faches, sondern wurde viel zu früh von seiner schweren Krankheit aus dem Lehrbetrieb gerissen. In dieser Feier wollen wir in erster Linie das Gedenken an das Bleibende, das uns Peter Borowsky hinterlässt, in den Mittelpunkt stellen.

Erlauben Sie, dass ich exemplarisch auf drei Begegnungen mit Peter Borowsky eingehe und damit zugleich drei Aspekte seines Wirkens anreiße.

Die erste Begegnung: ein Treffen der Dozenten, wohl Anfang der siebziger Jahre, wenn ich mich recht erinnere, im Hörsaal, den damals die Wirtschaftswissenschaft nutzte und heute die Hochschule für Wirtschaft und Politik. Thema waren unter anderem das Statusdenken der Ordinarien und das Verhältnis zu den Studierenden, und die emotionalen Wogen schlugen bald hoch. In dieser Situation erlebte ich zum ersten Mal Borowskys Vermittlungsfähigkeit: psychologisch einfühlsam, die Argumente ernst nehmend, dabei immer freundlich und doch klar in der eigenen Meinung, trug er wesentlich zur Problemlösung bei. Und so wie er sich in dieser Diskussion, in

der es wahrscheinlich auch um Forschung und Lehre ging, einbrachte, engagierte sich Peter Borowsky sowohl praktisch als auch theoretisch in vielfältiger Weise.

Er war sehr aktiv in der Gremienarbeit, zum Beispiel:

- von 1970 bis 1974 als Vorsitzender im Studienreformausschuss,
- seit der Gründung 1970 mit kurzen Unterbrechungen als Mitglied im Fachbereichsrat Geschichtswissenschaft,
- lange Zeit als Mitglied im Ausschuss für Lehre und Studium,
- als aktiver Angehöriger vieler Berufungsausschüsse,
- als Mitglied der Ausschüsse für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, für Personal und Struktur und für Magisterprüfungen und
- als Stellvertretendes Mitglied des Akademischen Senats (1985 bis 1987).

Bei der kontinuierlichen Tätigkeit im Bereich der Studienreform stellt sich die Frage, ob und wieweit das, was theoretisch erwogen wurde, dann Eingang in die Praxis fand. Ich kenne einige Kollegen, die engagiert über forschendes Lernen schrieben und in ihrem Frontalunterricht keine Zwischenfragen zuließen.

Das zweite Zusammentreffen: eine, nein mehrere individu-

elle Begegnungen bei Examensvorbereitungen, allerdings nicht mit Borowsky selbst, sondern mit Studierenden, die seine Veranstaltungen besucht hatten. Dabei ist mir erst jetzt klar geworden, wieso er, bei dem die Studierenden eine Vielzahl ihrer Veranstaltungen belegt hatten, dennoch bis auf die letzten Jahre nie als Hauptprüfer in Erscheinung trat. Für mich war dies ein nicht auflösbarer Widerspruch zwischen der beeindruckenden Begeisterung, mit der die Studierenden von Peter Borowsky als ihrem akademischen Lehrer sprachen, und ihrer – wie ich glaubte – individuell begründeten Entscheidung für andere Prüfer. Er hatte offensichtlich eine besondere Begabung dafür, seine Studierenden zu motivieren und zu begeistern, sie ernst zu nehmen und in ihrem Lernprozess zu begleiten – ohne dabei seine eigene Persönlichkeit in den Mittelpunkt zu stellen. Dass eine derart engagierte und verantwortungsbewusste Lehre überaus arbeitsintensiv ist, wird leider allzu oft vergessen, soll aber an dieser Stelle ganz ausdrücklich herausgestellt werden. Da uns Herr Dr. Hering in seinem Beitrag die besondere Leistung von Peter Borowsky als von seinen Studierenden anerkannter und verehrter Hochschullehrer gleich anschaulich schildern wird, verzichte ich an dieser Stelle darauf, weiter ins Detail zu gehen.

Die dritte Begegnung: ein amerikanisches Erntedankfest

mit den Studierenden der amerikanischen Studienprogramme. Ich saß mit dem Kollegen Borowsky an einem Tisch, und wir amüsierten uns über die Vorführungen der amerikanischen Studierenden, die die Zeit der Pilgerväter wieder lebendig werden ließen, einschließlich Truthahn und einem sehr ausdrucksstarken Felsen. Als ich dann schließlich den Tisch wechselte, um noch mit einigen Studierenden zu sprechen, sah ich aus dem Augenwinkel, wie mindestens vier der Smith-Studentinnen versuchten, auf dem von mir freigemachten Stuhl Platz zu nehmen, und von denen, die an meinem neuen Tisch saßen, hörte ich eine Zustimmung heischendes „He is such a wonderful teacher“. Der Besuch von Prof. von Klemperer vom Smith College aus Anlass der heutigen Gedenkfeier und sein Vortrag zeugen von der außerordentlichen Anerkennung, die Peter Borowsky „in Übersee“ genoss. Über die Jahre der regelmäßigen Aufenthalte dort hatte sich ein intensiver Austausch entwickelt – und Peter Borowsky hat sich durch mehrfache Vortragsreisen in Nordamerika und Lateinamerika über das Smith College hinaus einen Namen als Fachmann für deutsche Zeitgeschichte gemacht. Ich kann nicht umhin, hierbei an das Wort vom Ansehen des Propheten in seinem eigenen Vaterland zu denken.

Ich stehe jedoch heute nicht nur als Privatperson vor Ihnen,

die bedauert, nicht häufiger direkten persönlichen Kontakt mit dem Kollegen Borowsky gehabt zu haben, sondern auch als Vertreter der Universitätsleitung. Das erlaubt mir, die Gelegenheit zu nutzen, hier ausdrücklich zu betonen, dass wir ein sehr großes Interesse daran haben, die Leistung von Hochschullehrern in der Lehre zu würdigen – gerade weil uns bewusst ist, dass in der alltäglichen Praxis herausragende Leistungen in der Lehre meist weniger Aufmerksamkeit erregen als die besonderen Leistungen, die Hochschulmitglieder in der Forschung erbringen. Nicht nur dem Mimen, auch dem Lehrer flicht die Nachwelt keine Kränze! Das mag ein Grund dafür sein, dass allzu viele Professorinnen und Professoren, vor die Frage gestellt, wo der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegen soll, ob im Bereich der Lehre oder der Forschung, sich dann doch für die Forschung entscheiden.

Das Präsidium der Universität Hamburg möchte dazu beitragen, dass eine hervorragende Lehre, die eine unabdingbare Voraussetzung für eine erfolgreiche Nachwuchsarbeit darstellt und somit für uns zukunftsichernd ist, eine gleichbedeutende Wertschätzung erfährt wie Leistungen in der Forschung.

Der Idealfall – für viele eine Utopie – wäre, dass wir Bedingungen schaffen, die die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht mehr vor die Wahl „Forschung oder Lehre“

stellen, sondern die stärkere Verbindung und Durchdringung beider Aspekte zu einer Selbstverständlichkeit werden lassen. Vielleicht hatte Borowsky sein Utopia, das Land, „das nirgendwo ist“, tatsächlich hinter der realen Fassade des Smith College aufgespürt. Eine Bemerkung von Gerhard Casper, geboren in Hamburg und langjähriger Präsident der Stanford University, in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* mag dafür sprechen:

SZ: Was also machen die Amerikaner richtig?

CASPER: Wir nehmen die Verbindung von Forschung und Lehre sehr ernst. Hierzulande wird immer vergessen, dass Humboldt auch die Rolle der Studenten für die Wissenschaft betont hat. Denn gerade die jungen, naiven Studenten stellen etablierte Forschung in Frage. Das Wichtigste ist, junge Leute so früh wie möglich dazu zu bringen, wissenschaftlich zu denken und eigenständig zu arbeiten.

SZ: Das ist durch die Massenuniversität verloren gegangen.

CASPER: Ja, aber auch durch die deutschen Hierarchiestrukturen.

Auf dem Weg zur Utopie kommt es uns im konkreten Alltag darauf an, die engagierte Lehre an unserer Universität aufzuwerten, zum Beispiel, indem wir alljährlich den Fischer-Appelt-Preis für besondere Leistungen in der Lehre vergeben. Ich

kann nur mutmaßen, warum Peter Borowsky nie den Fischer-Appelt-Preis erhalten hat. Vielleicht lag es daran, dass man – so an seine exzellente Lehre gewöhnt – sie nicht mehr als auszeichnungswürdig wahrnahm.

Ich freue mich, dass sich hier heute so viele Schülerinnen und Schüler von Peter Borowsky versammelt haben, die – man muss es wohl leider so nennen – das Privileg hatten, bei einem außergewöhnlichen akademischen Lehrer zu studieren. Ich hoffe, dass diese „Borowsky-Schüler“ in ihrer zukünftigen eigenen Tätigkeit das Besondere, das ihnen Peter Borowsky vermittelte, weitertragen werden.

Ich würde mich noch mehr freuen, wenn der Fachbereich eine Möglichkeit fände, in dauerhafter Weise die Erinnerung an Peter Borowsky mit der Förderung oder Unterstützung guter Lehre zu verbinden, und bin, wenn Sie es wünschen, gerne bereit, mitzuhelfen, den Weg dahin zu ebnen.

Barbara Vogel

REDE AUF DER AKADEMISCHEN
GEDENKFEIER FÜR PETER BOROWSKY

Sehr geehrter Herr Vizepräsident,
lieber Herr Hartmann,
verehrter Herr von Klemperer,
liebe Kollegen, Freunde, Schüler und Schülerinnen Peter
Borowskys,
meine Damen und Herren,

der Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft gedenkt heute in Trauer seines Kollegen, unseres Freundes Peter Borowsky. Wir sind dankbar, dass so viele Menschen mit ihrer Anwesenheit bei dieser Gedenkfeier ihre Achtung und Anerkennung für Peter Borowsky bekunden. Ich wünsche mir, dass vor allem Sie, verehrte Frau Borowsky, und Ihre Familie sowie Hans Liermann, Borowskys langjähriger Lebenspartner, aus dieser Anteilnahme Trost und Stärke gewinnen mögen.

Peter Borowsky hat viele Jahrzehnte an der Universität Hamburg, an unserem Fachbereich und im Historischen Seminar gewirkt: als Student, Wissenschaftlicher Assistent und Wissenschaftlicher Oberrat, als Privatdozent und Professor. Er

starb nach langer, schwerer Krankheit am 13. Oktober 2000 im Alter von 62 Jahren. Geboren wurde er am 3. Juni 1938 in Angerburg (Ostpreußen). Hier wurde er im Herbst 1944 eingeschult, bevor die Mutter mit ihren beiden Kindern nach Westen floh. Die Familie – der Vater kehrte aus dem Krieg nicht zurück – wohnte nacheinander in verschiedenen Orten Nord- und Westdeutschlands. Seit 1949 besuchte Peter Borowsky die Mittelschule in Uelzen und anschließend die Realschule in Remscheid. Er wechselte dann aber auf das Friedrich-von-Bodelschwingh-Gymnasium in Bethel bei Bielefeld und machte hier 1959 das Abitur. Sein Studium begann er mit den Fächern Geschichte, Lateinische Philologie, Erziehungswissenschaft und Philosophie in Marburg und Freiburg; im fortgeschrittenen Studium kam er an die Universität Hamburg, legte hier das Erste Staatsexamen und 1968 die Doktorprüfung ab.

In Hamburg gehörte er bald in den Kreis der Studierenden, die in Fritz Fischer einen Meister seines Faches bewunderten, beeindruckt von Fritz Fischers praktiziertem Verständnis der Geschichtswissenschaft als einer politischen Wissenschaft. Die Mitglieder des Historischen Seminars einschließlich der Studierenden, zumindest die in der Neueren Geschichte Engagierten, sahen sich in den sechziger Jahren im Zentrum der Kontroverse um die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert

und fühlten sich zu eigenen Stellungnahmen herausgefordert. In Hamburg begründete die Kontroverse unter Studierenden und Mitarbeitern Zusammenarbeit und lebenslange Freundschaften. Borowsky war ein „Fischer-Schüler“; seine Dissertation von 1968 widmete sich einer zentralen Frage der deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg: *Deutsche Ukrainepolitik 1918 unter besonderer Berücksichtigung von Wirtschaftsfragen*. Sie erschien 1970 als Buch in der Reihe *Historische Studien* (Heft 416). Einen Aufsatz zum Forschungsfeld der Dissertation, *Paul Rohrbach und die Ukraine. Ein Beitrag zum Kontinuitätsproblem*, trug er zur ersten Fischer-Festschrift von 1973 bei. Als Wissenschaftlicher Assistent Fischers betreute und beriet Borowsky die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in den großen Hauptseminaren Fischers – schon damals besuchten im Schnitt achtzig Studierende so ein Seminar und beanspruchten die fachliche und didaktische Phantasie der Verantwortlichen.

Es war eine Universität im Umbruch, in der Borowsky seine wissenschaftliche Laufbahn begann. Die ungeheuer gewachsene Studentenzahl erzwang neue Lehr- und Lernformen. Studieninhalte überall, aber insbesondere im Fach Geschichte, wurden von der kleinen, aber äußerst regen Studentenbewegung grundsätzlicher Kritik unterzogen. Geschichte hatte ihren hohen Rang als gesellschaftliche Legitimationswissen-

schaft eingebüßt. „Wozu noch Geschichte?“, fragte eine eher von sozialwissenschaftlichen Fragen faszinierte Öffentlichkeit; die sich in der Defensive wiederfindende Historikerschaft beklagte den „Verlust der Geschichte“ oder diskutierte über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft. Außer den Studienfächern und Fachdisziplinen vornehmlich in den Geistes- und Sozialwissenschaften standen Aufbau und Organisation des Hochschulwesens auf dem Prüfstand: Während sich viele gesellschaftliche Strukturen und Institutionen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs demokratisiert hatten, lebten die überkommenen Universitäten und Universitätsverfassungen unverändert fort, obwohl sie schon auf den ersten Blick dem quantitativen Ansturm nicht gewachsen waren.

Borowsky stand mitten in diesen Diskussionen und Veränderungen – ein unermüdlicher Anreger mit Blick für das Machbare, das er mit dem Wünschenswerten, so weit es ging, in Übereinstimmung zu bringen bestrebt war. Als Assistentenvertreter wirkte er in den alten und neuen Gremien mit, die sich einer Universitätsreform verpflichtet hatten: im Akademischen Senat (damals eine aufregende Neuerung, dass Assistenten dort auftreten durften) und in der aus allen Statusgruppen zusammengesetzten „Ständigen beratenden Kommission“ („ständig beratende Kommission“ nannte ein studentisches

Mitglied polemisch die mühsamen Verhandlungen). Borowskys persönliche Position verbesserte sich durch das neue Universitätsgesetz von 1969. Als damals so genannter „Maidozent“ erhielt er 1970 die korporationsrechtliche Einstufung als Hochschullehrer, und durch die Umwandlung seiner Stelle in die eines Wissenschaftlichen Rats war er mit knapp 32 Jahren zum akademischen Beamten auf Lebenszeit geworden. Seit 1972 war Borowsky – als Student engagierter Bewohner von Studentenheimen – Protektor und später Vorsitzender des Kuratoriums für das Studentenwohnheim Hagenbeckstraße.

Im Historischen Seminar wurde Borowsky in den siebziger Jahren zum Motor der Studienreformdiskussion und von Reformexperimenten. Als Vorsitzender der Studienreformkommission des Fachbereichs gab er eine kleine Schrift heraus, die Konzepte eines Projektstudiums entwickelte. So aufwendig deren praktische Erprobung auch war, so viele „Kinderkrankheiten“ dabei durchgestanden werden mussten, so gibt es doch noch heute eine große Zahl von ehemaligen Absolventen des Projektstudiums zum Beispiel an Schulen verschiedener Typen, die sich an diese Geschichtsseminare als Sternstunden ihres Studiums erinnern. Eine andere Frucht des Nachdenkens über Verbesserungen der Lehre war die Einführung in das Studium der modernen Geschichte, die Borowsky

gemeinsam mit zwei Kolleginnen verfasste: „Borowsky, Vogel, Wunder“ entwickelte sich zum „Bestseller“; das Büchlein befriedigte offenbar einen Bedarf. Für die Verfasser besaß die gemeinsame Arbeit noch einen Nebeneffekt: Sie gab konkrete Erfahrung mit kollektiver Arbeitsform im akademischen Bereich. „Gruppenarbeit“ hieß das Stichwort in den siebziger Jahren, fand Eingang in die Prüfungsordnungen und ist dort bis heute als Möglichkeit enthalten. Teamarbeit beflügelte auch ein weiteres Unternehmen dieser Zeit: Ein regelmäßig und häufig tagender Arbeitskreis des so genannten akademischen Mittelbaus sollte der Theoriebedürftigkeit wenn nicht der Geschichtswissenschaft, so doch der Mitglieder des Arbeitskreises abhelfen, waren damals doch die studentischen Wortführer theoretisch weitaus versierter als die Lehrenden.

Einen empfindlichen Rückschlag erlebten gleichzeitig Borowskys Forschungspläne. Als Fischer-Schüler hatte er sich des Zugangs zu den in der DDR angesiedelten Archiven sicher fühlen können. Doch der Benutzungsantrag für sein Habilitationsthema wurde abgelehnt. Borowsky arbeitete an einer Fortsetzung seiner ostpolitischen Studien über den Ersten Weltkrieg hinaus. Das Thema „Die deutsche Ostpolitik von Rapallo bis zum Berliner Vertrag von 1926“ kollidierte offenbar mit Interessen von DDR-Historikern. Schließlich wurde

kolportiert, Borowsky habe in seiner Dissertation den „heldenhaften“ Widerstand des ukrainischen Volkes gegen die deutschen Besatzer nicht hinreichend gewürdigt. Engagiert für dieses Thema blieb Borowsky trotz der Enttäuschung; Archive und Bibliotheken in der Bundesrepublik und auch in Leningrad hatte er besucht. Eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen ging aus diesen Studien hervor.

Doch bald fand er für sich ein neues, seine verschiedenen wissenschaftlichen und hochschuldidaktischen Interessen bündelndes Arbeitsfeld, das ihn intensiv beschäftigte: Sein fachlicher Ruhm begründet sich in Büchern, die sich nicht nur an ein enges fachwissenschaftliches Publikum richten, sondern erfolgreich die Vermittlung wissenschaftlicher Forschung in eine breitere Öffentlichkeit hinein betreiben. Ausgangspunkt waren Sequenzen von Lehrveranstaltungen, die große Resonanz bei den Studierenden gefunden hatten. Als erstes erschien 1978 *Adolf Hitler*, eine Biographie, die sich insbesondere auch an Jugendliche wandte. Das Buch wurde ein Verkaufserfolg; 1989 kam es in einer lizenzierten Taschenbuchausgabe heraus. Ein bremischer Teilnehmer auf der Gedenkfeier für Arnold Sywottek letzten Donnerstag berichtete mir, er arbeite immer wieder mit Schülern und Schülerinnen erfolgreich mit diesem Buch: Es sei das beste! In den achtziger Jahren erschie-

nen im Fackelträger-Verlag in der *Edition Zeitgeschehen* ebenfalls in wiederholten Auflagen zwei Bände über *Deutschland 1963-1969* und *Deutschland 1969-1982*. Kaum anders vorstellbar – bei seinem Selbstverständnis als Hochschullehrer dieser Universität –, war Borowsky an dem großen Werk zu deren Geschichte von 1933 bis 1945 beteiligt. Zum *Hochschulalltag im „Dritten Reich“* schrieb er die Beiträge über die Geschichtswissenschaft sowie über die Philosophische Fakultät. Auch diesen Themenbereich trug er in seine Lehrveranstaltungen hinein. Die Seminare über Universitätsgeschichte, in Zusammenarbeit mit Rainer Hering, bilden einen der letzten großen Lehrschwerpunkte Borowskys.

In den achtziger Jahren kehrte Ruhe in das universitäre Leben ein; Forderungen nach Reform verstummten oder schiefen ein. Um 1980 hatte die Veränderung der Personalstruktur in der Universität nach der so genannten vorgezogenen „Überleitung“ zum Professor in den siebziger Jahren und durch die anschließenden „Übernahme“-Regelungen nochmals für Aufregung und Streit gesorgt. Im Ergebnis ermöglichten diese „Überleitungen“ der Universität, trotz der weiter stark angewachsenen Studentenzahl („Studentenberg“ sagten die Politiker damals, um den Eindruck zu vermitteln, es handle sich lediglich um eine vorübergehende „Überlast“) ihre

Lehraufgaben zu erfüllen. Die Fachbereiche nutzten damals die Möglichkeit, qualifizierte Hochschullehrer zu Professoren zu ernennen, in verschiedener Extensivität. Borowsky gehörte nicht zu den „übergeleiteten“ oder „übernommenen“ Professoren. Sein Fall führte zu lange anhaltenden inneruniversitären Debatten. Im Rückblick drängt sich die Deutung auf, dass er einen Hochschullehrertyp verkörperte, der paradigmatisch für den Reformansatz der siebziger Jahre steht. Diese Zeit ging nun zu Ende. Zum Beispiel war die Habilitation als unabdingbare Eingangsvoraussetzung für eine Professur schon zurückgekehrt.

Borowsky intensivierte in den achtziger Jahren ein weiteres, seit 1969 schon von ihm entdecktes Feld seines wissenschaftlichen Engagements. Er betreute US-amerikanische Studenten und Studentinnen aus den Partnerschaftsprogrammen der Universität Hamburg. Insbesondere zum Smith College knüpfte er enge Beziehungen. Mehrere Male seitdem, fast kann man sagen: regelmäßig, nahm er am Smith College Gastprofessuren wahr, hochgeschätzt als Lehrer wie als Kollege. Als er Ende 1998 aus Northampton zurückkehrte, trug er seine schwere Krankheit schon in sich, so dass er seine Lehrtätigkeit am Historischen Seminar nicht wieder aufnehmen konnte – zum Entsetzen und zur Erschütterung seiner vielen Studenten

und Studentinnen, die seine Aufenthalte in Northampton nur hatten akzeptieren mögen, weil er immer über den Ozean hinweg Kontakt zu ihnen hielt. Die Verbundenheit zwischen Borowsky und dem Smith College drückt sich auch darin aus, dass wir Klemens von Klemperer dafür gewinnen konnten, heute einen Vortrag zum ehrenden Gedenken an Borowsky bei uns zu halten. Klemens von Klemperer und Gertraud Gutzmann, die stellvertretend für das Smith College an Borowskys Beerdigung teilnahm, sind nur zwei Kollegen von dort, mit denen Borowsky eine intensive kollegiale Freundschaft verknüpfte.

Wie ein Epilog zur Reformgeschichte der Universität Hamburg mutet es an, wenn wir uns vor Augen führen, dass Borowsky sich im Jahre 1991 im Fachbereich Geschichtswissenschaft habilitierte. Erst jetzt erhielt er das Recht, „seine“ Studenten und Studentinnen durch das Examen zu leiten. Die damit geschaffene Bedingung für den Professorentitel führte gleichwohl nicht umgehend zum Ziel: Erst seit dem 2. Februar 1996 heißt er „Professor Borowsky“. Und er blieb – wie uns gleich ein Sprecher seiner Schüler, Rainer Hering, bestätigen wird – ein in herausragendem Maße hochgeschätzter Hochschullehrer. Die sich aus der neuen Position ergebenden Pflichten, so das Amt des Geschäftsführenden Direktors,

nahm er in selbstverständlicher Bereitschaft wahr; doch die begeisterte und begeisternde Identifikation mit der Institution war bei ihm einer distanzierten Zurückhaltung gewichen.

Peter Borowskys berufliches Leben spiegelt einen wechselvollen Abschnitt universitärer Zeitgeschichte. Er war stets präsent, immer bereit, sich einzusetzen, und ließ sich von Rückschlägen und bösen Erfahrungen nicht aus seiner Bahn werfen. Die Quelle für seine Ausgeglichenheit, Liebenswürdigkeit und Harmonie lag gewiss in ihm selbst. Darüber können deshalb seine Freunde besser Zeugnis ablegen als seine Kollegen. Neben der Geschichtswissenschaft, in der Borowsky zu Hause war, gab es für ihn eine Welt der Kunst, insbesondere der Musik. Besonders seitdem er mit dir, lieber Hans Liermann, zusammenlebte, öffnete er sich dem Klang der Töne und der musikalischen Worte. Häufige Opernbesuche machten Peter zu einem kritischen und aufnahmebereiten Kenner des Repertoires in Hamburg oder wo auch immer ihr weiltet. Peter hätte immer über Bemerkungen gelacht, dass es unpassend sei, wenn ein Reformler, geprägt in den siebziger Jahren, sich bestens in den „bürgerlichen“ Opernhäusern verschiedener Kontinente auskenne. Zu dem geistigen und emotionalen Reichtum, den alle, die ihn kannten, wahrnahmen, hatte die Reise- lust, die ihn und später euch beide in viele Weltgegenden

führte – immer war einer von euch der Sprache kundig – , erheblich beigetragen.

Seine lange, fast zweijährige Krankheit hieß ihn, sich in das Private zurückzuziehen; allerdings blieb seine stete Offenheit und seine Arbeit für seine Examenskandidatinnen und -kandidaten sowie Doktoranden auch jetzt ungebrochen. Alle, die ihn besuchten, erfuhren die Kraft und Zuversicht, die er ausstrahlte und die ihm im Leiden die Gabe der Heiterkeit verlieh. Selbst seine seltene Klage über das harte Geschick, das ihn getroffen hatte, drückte er für seine Freunde behutsam, mit Worten der Dichter aus, die er gut kannte und wörtlich zitieren konnte.

Alle, Studenten und Studentinnen unseres Fachbereichs, Kollegen und Freunde, werden ihre eigenen freundlichen Erinnerungen an Peter Borowsky als einen besonderen Menschen, der für das Historische Seminar unersetzlich ist, bewahren.

Rainer Hering

DER HOCHSCHULLEHRER PETER
BOROWSKY

Sehr geehrte Frau Borowsky,
lieber Herr Liermann,
lieber Herr von Klemperer,
liebe Frau Vogel,
Herr Vizepräsident,
meine Damen und Herren!

Als Schüler Peter Borowskys möchte ich stellvertretend für die Generationen von Studierenden sprechen, die er ausgebildet, begleitet, gefördert, geprüft und geprägt hat. Am Tag seiner Beerdigung kannte ich ihn genau zwanzig Jahre – zwei Jahrzehnte, die mich geprägt haben und für die ich ihm sehr dankbar bin. Noch immer können wir alle es nicht fassen, dass er nicht mehr unter uns ist. Noch immer ist er präsent, in unseren Gedanken, im Historischen Seminar, sehen wir ihn vor uns, hören wir seine Stimme, fühlen wir seine Nähe.

Peter Borowsky war ein Phänomen. Er verband in einzigartiger Weise preußische Tugenden mit südländischer Lebensfreude und Fröhlichkeit. Er besaß eine ungeheure Arbeitskraft

und -disziplin, einen ausgeprägten Ordnungssinn, Organisationsfähigkeit und Struktur, verbunden mit einer seltenen Bescheidenheit, was die eigene Person anging. Zugleich konnte er das Leben genießen, wirkte immer fröhlich, gut gelaunt und lebensbejahend. Stets mit Krawatte korrekt und zugleich modisch gekleidet, fotogen belebte er das Seminar und strahlte Optimismus aus. Er genoss seine wunderschöne Wohnung an der Elbe, die vielen Reisen, gutes Essen, Literatur und besonders die Musik. Er war ein vorzüglicher Koch, ein perfekter Gastgeber und charmanter Unterhalter. In den achtziger Jahren trafen sich seine Tutorinnen, Tutoren und Hilfskräfte regelmäßig bei ihm oder reihum zum gemeinsamen Kochen, Essen, Reden und Spielen – in der Folge erhielt er zu einem Geburtstag ein selbst entwickeltes Würfelspiel, in dem es um den Weg vom Erstsemester zum Magisterabschluss am Fachbereich ging.

Peter Borowskys besonderes Engagement galt der Vermittlung. Seine Zielgruppe war neben dem akademischen Bereich gerade ein breites Publikum: In gut lesbaren Überblicksdarstellungen mit hohen Auflagen hat er Interessierten die deutsche Geschichte nach 1945 nahe gebracht, und seine Hitler-Biographie für Jugendliche vermittelt Hintergründe über das „Dritte Reich“ für eine von der Wissenschaft oft vernachläss-

sigte Zielgruppe. Legendar und in der Lehre bewährt ist in fünfter Auflage die *Einführung in die Geschichtswissenschaft* von Borowsky, Vogel und Wunder, oft „BoVoWu“ genannt. Seine jahrzehntelange Lehrtätigkeit in den USA, seine Vorträge im Ausland zeigten seine gelebte internationale und Fächer übergreifende Offenheit, die auch sein Wirken in Hamburg prägte.

In zahllosen Gremiensitzungen engagierte Peter Borowsky sich auf der institutionellen Ebene in der Gestaltung der Proseminare und besonders für die Reform des Universitätsstudiums, für eine Universität, wie er sie sich wünschte und wie er sie lebte: den gleichberechtigten Dialog von Lehrenden und Lernenden. Er war für die vielen Studierenden und Promovenden da, zu keinem Zeitpunkt hat er jemanden abgewiesen. Er hat alle angenommen, die bei ihm geprüft werden wollten, er hat niemanden aus seinen übervollen Lehrveranstaltungen verwiesen, keine Tricks versucht, um die Zahl seiner Studierenden zu verringern. Seine Seminare waren gut vorbereitet, klar strukturiert und wurden von ihm in freier Atmosphäre erfrischend und stringent auf hohem Niveau geleitet.

Er hat sich in jeder Sprechstunde die erforderliche Zeit genommen und sich auf den Einzelnen eingestellt. Wie viele Studienberatungen, wie viele Gespräche als Zwischenprüfungsbeauftragter mag er geführt und so Studierenden Mut ge-

macht, Vertrauen geschenkt und sie für ihren weiteren Weg unterstützt haben? Wie viele Sprachklausuren im Rahmen der Zwischenprüfung mag er entworfen, wie viele korrigiert haben?

Überall las und korrigierte er, zu Hause, unterwegs, während seiner regelmäßigen Lehrtätigkeit in den USA oder als Reisebegleiter, und selbst im Urlaub war die Tasche mit Magister-, Staatsexamensarbeiten und Dissertationen dabei. Laufend schrieb er Gutachten für seine Schülerinnen und Schüler in allen gewünschten Sprachen. Vor allem bei seinem letzten Aufenthalt am Smith College 1998 verging keine Woche, in der nicht mindestens eine dicke Sendung mit Examensarbeiten, -klausuren oder Manuskripten über den Atlantik geschickt und von ihm neben der vollen Lehrtätigkeit durchgearbeitet, mit weiterführenden Anmerkungen und Kommentaren sowie Gutachten versehen wurde. Peter Borowsky bewältigte ein riesiges Arbeitspensum, ohne diese schwere Last zu beklagen. Leider wurde das viel zu oft als selbstverständlich hingenommen. Als er wieder einmal – wie an jedem Montag – einen dicken Stapel von Hausarbeiten aus Blankenese in die Universität geschleppt hatte und den nächsten einpackte, sagte er, er fühle sich wie eine „Gutachtenmaschine“.

Und trotz dieses Massenbetriebes war es nie unpersönlich

bei ihm. Er kannte auch in Seminaren mit über hundert Studierenden alle mit Namen und behielt diese auch noch nach vielen Jahren im Kopf. Aber es war mehr als das phänomenale Gedächtnis, was diese persönliche Atmosphäre in der Massenuniversität schuf – es waren sein wirkliches Interesse an den Menschen und seine Neugier auf das, was die Studierenden im Seminar und in ihren Arbeiten herausgefunden hatten. Er hat trotz seiner herausgehobenen Rolle als Dozent und seiner umfassenden Kenntnisse die Studierenden als Gleichberechtigte in einem gemeinsamen Lernprozess verstanden und sie das auch spüren lassen. Er hat Studierende immer ernst genommen und seinen Wissensvorsprung nicht gegen sie ausgespielt. Es gab bei ihm – und das ist leider nicht selbstverständlich – keinerlei Arroganz und Überheblichkeit, er hat sich nicht in den Mittelpunkt gestellt und auch in Diskussionen nie vorgedrängt oder andere verdrängt. Dieses Verständnis von Universität galt auch für die abzählbar unendliche Zahl von Proseminaren, die er angeboten hat und mit der er nicht nur Tausenden die Geschichtswissenschaft vertraut gemacht, sondern viele von uns auch für ihr weiteres Leben mit ihr verbunden hat. Nicht nur einmal war in den letzten Monaten zu hören, dass Studierende durch Peter Borowsky zur Geschichte gekommen und bei ihr geblieben sind. Wechsel vom Neben-

zum Hauptfach nach einer Veranstaltung bei ihm waren keine Seltenheit. Peter Borowsky wurde von den Studierenden nicht nur respektiert und geschätzt, sondern sehr verehrt.

Umso unverständlicher war es, dass er nicht zum Professor übergeleitet wurde. Diese kränkende Erfahrung, die jahrelangen bitteren Auseinandersetzungen haben ihn – auch wenn er es nur selten durchblicken ließ – schwer getroffen und tief verletzt. Die ihm gebührende Anerkennung erhielt er in den USA und von seinen Studierenden. Mit dem Slogan „Boro zum Prof!“ setzten sich seine Hamburger Schülerinnen und Schüler sowie einige Kolleginnen und Kollegen für ihn und seine Überleitung ein, vergeblich. Erst zu Beginn der neunziger Jahre wurde durch die Vermittlung Professor Arnold Sywotteks ein Weg gefunden, der über die Habilitation zur Prüfungsberechtigung und zum verdienten Professorentitel – nicht aber zu einer Professorenstelle – führte.

Innerlich entfernte sich Peter Borowsky von dieser Universität, nicht aber von seinen Studierenden, für die er nunmehr auch als Erstgutachter und Doktorvater zur Verfügung stand und eine noch größere Belastung auf sich nahm. Der engere Schülerinnen- und Schülerkreis dankte es ihm mit einer Musik-Dia-Show zu seinem 60. Geburtstag, die mit Fotos und Zeichnungen seinen Weg in Hamburg seit 1961 nachzeichnete.

Auf der Geburtstagsfeier im Universitätsgästehaus entstand die Idee, ihn zum 65. Geburtstag mit einer Festschrift zu überraschen, um ihn mit der klassischen Dankesbezeugung der Wissenschaft zu ehren, die ihm so lange die Wissenschaftlichkeit abgesprochen hatte. Nachdem seine schwere Krebserkrankung diagnostiziert worden war, hielten wir an diesem Vorhaben fest. Die Resonanz bei den Kolleginnen und Kollegen sowie ehemaligen Studierenden im In- und Ausland war einhellig positiv. Ermutigt haben uns spontane Reaktionen wie die von Klemens von Klemperer, der, auf seine Mitwirkung während einer Tagung in den USA angesprochen, sofort sagte: „I would do everything for Peter Borowsky“ und kurz darauf als Erster seinen Beitrag lieferte. Zum 3. Juni 2003 wird die Gedenkschrift für Peter Borowsky mit ungefähr fünfzig Beiträgen im Westdeutschen Verlag vorliegen.

Dies kann nur ein kleiner Dank sein für die Motivation, Anregung, Förderung und vor allem die Freude an der Geschichtswissenschaft, die er uns gegeben hat. Peter Borowsky hat seine Schülerinnen und Schüler nachhaltig geprägt. Sein Vermächtnis ist es, die Vermittlung von Geschichte und das Verständnis von Universität so fortzusetzen, wie wir es bei ihm erfahren haben – in großer Offenheit grenzüberschreitend über Fächer und Kontinente hinweg, mit Herzblut, mit inte-

ressierter Neugier, im Dialog vorbehaltlos die anderen ernst nehmend. Peter Borowsky wird in unserem Denken, in unseren Herzen und in unserem Handeln weiterleben und uns als Vorbild begleiten.

Klemens von Klemperer

ANDERER WIDERSTAND – ANDERES
DEUTSCHLAND? FORMEN DES WIDER-
STANDS IM „DRITTEN REICH“ – EIN
ÜBERBLICK

Es gereicht mir zur Ehre, dass ich gebeten wurde, hier vor Ihnen zu sprechen. Der Sinn unserer Zusammenkunft ist, Peter Borowsky zu ehren. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens hat er uns so viel gegeben: Freundschaft, das Beispiel unbeschwerter Lebenslust und zugleich ein Vorbild wissenschaftlicher Begeisterung und Integrität. Wir, Peter und ich, haben einmal ein Seminar zusammen gegeben – kein leichtes Unterfangen, denn so etwas endet allzu oft in Missverständnissen, Misstönen. Mit Peter aber war es ein reines Vergnügen, eine gegenseitige wissenschaftliche und mehr noch: menschliche Bereicherung.

Was ich nun hier zu sagen habe, soll eine Fortsetzung dieses unseres wissenschaftlichen und menschlichen Dialogs werden, und so habe ich ein Thema für diesen Vortrag gewählt, das uns beiden nahe liegt. Ich möchte mich mit einer Frage auseinandersetzen, mit der ich mich seit langem beschäftige, dem deutschen Widerstand im „Dritten Reich“. Da-

bei will ich jenseits der langjährig üblichen Beschränkung auf die Männer und Frauen des 20. Juli 1944 und die bürgerlich-konservativen Kreise andere Unternehmen, Gruppen und Persönlichkeiten des Widerstands hervorheben. Hier geht es mir – ganz im Sinne Peter Borowskys – auch darum, ein breiteres Publikum anzusprechen.

Der Begriff des „anderen Deutschland“ ist zeitgenössisch als Bezeichnung für den Widerstand in Deutschland aufgekommen. Damals war das „Dritte Reich“ offiziell mit Deutschland identisch, und so musste abseits dieses offiziellen Deutschlands ein „anderes“ Deutschland, d. h. der Widerstand, seinen eigenen Anspruch auf Deutschland erheben. Die Tagebücher des in den Widerstand verwickelten damaligen deutschen Botschafters in Rom, Ulrich von Hassell, wurden demgemäß als Zeugnisse des „anderen“ Deutschlands bezeichnet.

Der Widerstand im „Dritten Reich“ ist, wie gesagt, in der zeitgeschichtlichen Literatur und auch in der Öffentlichkeit oft allzu sehr mit den Geschehnissen um den 20. Juli 1944 identifiziert worden. Daher erscheint es mir wichtig, erneut darauf hinzuweisen, dass auch die „anderen“, nicht nur „die Menschen um den 20. Juli“, unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Meine Ausführungen verfolgen nicht die Absicht, den bürgerlich-konservativen Widerstand zu trivialisieren. Vielmehr

möchte ich versuchen, Ihnen ein weites, mosaikartiges Panorama des Widerstands vor Augen zu führen und dabei die Bedeutung zu erwägen, die gerade dieses Spektrum auf kurze wie auf lange Sicht für die deutsche Zukunft hatte.

Allerdings ist schon die Bezeichnung „anderer“ Widerstand missverständlich, so als hätte es einen richtigen, authentischen Widerstand im Gegensatz zu einem „anderen“ gegeben. Dies hieße, der 20. Juli sei *der* Widerstand schlechthin gewesen und alle sonstigen Bemühungen hätten zu den „anderen“ gehört. Gewiss wurde es in Widerstandskreisen immer offensichtlicher, dass im totalitären Staat der einzige Anstoß zu einem erfolgreichen Umsturz von innen, mithin von der „Opposition im Dienst“, wie Ernst von Weizsäcker es ausdrückte, kommen musste, also mit Hilfe des Militärs, der Beamtenschaft. So kamen auch beinahe alle Versuche, dem Schreckensregime ein Ende zu bereiten, von innen. Der Attentatsversuch vom 20. Juli war die Kulmination langer, höchst komplizierter Vorbereitungen von innen. Doch musste in diesem Zusammenhang auch ein Mensch wie Johann Georg Elser seinen Platz finden, der einfache Schreiner Geselle, der im November 1939 – ebenso erfolglos wie Claus Schenk Graf von Stauffenberg im Juli 1944 – den Tyrannen in die Luft zu sprengen versuchte. Sicher ist kein Vergleich möglich zwischen der

ideellen Fundierung und dem Potenzial des Stauffenberg-schen Versuchs und der einsamen Selfmade-Basterei Elser für das Attentat im Münchener Bürgerbräukeller. Dennoch – ja, umso mehr – gebührt diesem „Durchschnittsbürger“ Anerkennung für seinen Mut und nicht zuletzt für seine Einsicht in die Gefahr eines kommenden Krieges: eine Einsicht, die damals, nach dem Münchener Abkommen vom September 1938, den meisten Generälen abging.

Streng genommen allerdings ist die Bezeichnung „anderer“ Widerstand in Bezug auf die Kommunisten abwegig. Anfangs, kurz nach dem Reichstagsbrand, als die Mitglieder der Oberschichten, die erst später die Notwendigkeit des Widerstehens erkannten, sich noch in Hoffnungen auf die Segnungen der „nationalen Erhebung“ wiegten, stellte das neue Regime die deutschen Kommunisten sogleich vor das national-revolutionäre *fait accompli*, auf das sie keineswegs vorbereitet waren. Brutal konzentrierte sich der Naziterror auf die Kommunisten: Die KPD musste zerschlagen werden. Demgemäß wurde von den 300 000 registrierten Parteimitgliedern (nach dem Stand von 1932) erst einmal etwa die Hälfte mehr oder weniger lange inhaftiert; bereits in den ersten beiden Jahren der NS-Diktatur hatte die Partei 2000 und insgesamt schließlich 25 000 bis 30 000 Opfer zu beklagen. Und doch war

die Opferbereitschaft der Parteimitglieder unermüdlich. Trotz der hohen Verluste ging die Partei sofort daran, neue konspirative Zellen aufzubauen, wozu sie allerdings die fälschliche Annahme bewog, die Hitler-Diktatur werde nur kurz bestehen. Das Gros des Widerstands also kam in den ersten Jahren von kommunistischer Seite. Trotz aller Opfer, trotz wiederholter Razzien und Verhaftungswellen setzte die Partei den Kampf im Untergrund fort.

Wenn die Kommunisten auch nicht an der „Schwäche des Anfangs“ teilhatten, die die konservativen Gruppen kennzeichnete, so war der zweifellos mutige Standpunkt, den sie von Anfang an einnahmen, doch teuer erkaufte, weil die Partei zunehmend unter die Fuchtel der Kommunistischen Internationale (Komintern) in Moskau geriet und ihren Kurs von dorthin steuern lassen musste. So folgte die KPD blind der Moskauer Linie, nach der sie in erster Linie die Sozialdemokraten zu bekämpfen hatte, die als „Sozialfaschisten“ angeprangert wurden. Dies machte aber dann die Bildung einer Volksfront, die eine wirksame Waffe gegen den Nationalsozialismus hätte sein können, unmöglich, wenigstens bis zum Oktober 1935, als die Komintern ihre Taktik änderte und sich in verspäteter Großzügigkeit der Sozialdemokratie zuwandte. Dazu kam aber noch, dass der Stalin-Hitler-Pakt vom August

1939 der KPD wiederum neue Fesseln anlegte. Die Parteiführung fand sich infolgedessen in einem schwierigen Dilemma. Waren die Faschisten immer noch die zu bekämpfenden Gegner oder waren sie nun – nach dem neuesten Stand der Dinge – Alliierte? Diese Konfusion musste die Widerstandsarbeit der deutschen Kommunisten lähmen; sie konnten sich erst mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 davon befreien.

Kein Wunder also, dass in Deutschland nicht einmal die Versuchung zur Bildung einer dem französischen Befreiungskomitee entsprechenden Dachformation bestand. Die Kommunisten, die das bestorganisierte und zweifellos größte Reservoir für Widerstand hätten stellen können, waren ganz einfach moskauhörig. Dabei ist mir immer noch rätselhaft, warum Oberstleutnant der Reserve Cäsar von Hofacker, „Staufenbergs Mann“ in der Militärverwaltung in Paris, kommunistischen Quellen gemäß eine Verbindung mit dem dortigen kommunistischen Komitee „Freies Deutschland für den Westen“ hergestellt haben soll. Wenn dies eine Ausnahme war, so war es auch die einzige.

Vom Widerstand der Sozialdemokratie als solcher ist kaum zu reden. Allerdings stimmte die SPD im Reichstag als einzige Partei gegen das von den neuen Machthabern am 23. März

1933 durchgepeitschte „Ermächtigungsgesetz“, und ihr Parteiboss Otto Wels besiegelte diesen Akt mit einer großartigen und denkwürdigen Rede, in der er vor sichtlich ungeduldigen und feindlichen Naziabgeordneten in einem letzten Rückzugsgefecht ein Bekenntnis zu Menschlichkeit und Gerechtigkeit, zu Freiheit und Sozialismus ablegte: Ideen, die, wie er betonte, „ewig und unzerstörbar“ seien. Diese Rede, von den Nationalsozialisten mit Lachen quittiert, war, das muss hier festgehalten werden, wenn man die damaligen revolutionären Verhältnisse berücksichtigt, ein bedeutungsvoller Widerstandsakt.

In der Folge aber zeigte sich, dass die deutsche Sozialdemokratie nicht die kämpferische Disposition ihrer kommunistischen Genossen hatte. Die Geschichte der Sozialdemokratie war durch einen langen Prozess der Erosion revolutionären Willens gekennzeichnet. Diese wirkte sich vorwiegend positiv aus in dem gouvernementalen Kurs der Partei in der Weimarer Zeit, dann aber lähmend in den letzten Krisenmonaten der Republik. Nach der „Machtergreifung“ erledigte sich für die Partei jegliche Widerstandsoption, und die Führung musste sich ins Exil begeben. Sie floh zuerst nach Prag, wo sie das Hauptquartier der Sopade aufschlug, um dann 1938 nach Paris weiterzuziehen. Die Errichtung von Grenzsekretariaten

sollte der möglichst weit gehenden Ermutigung des heimischen Widerstands dienen, und die so genannten *Deutschland-Berichte* sollten die Sammlung von Informationen über die politische Lage im Reich ermöglichen.

Im Exil trafen sich dann auch die Sozialisten mit den Emisären des konservativen Widerstands, die auf waghalsigen Missionen waren. So trafen in New York Hans Muhle mit Hans Simons und in Schweden Willy Brandt mit Adam von Trott zu Solz zusammen, und von seinem Exil in der Türkei aus verfolgte Ernst Reuter mit größter Anteilnahme den dortigen Besuch Helmuth James Graf von Moltkes. Eine heftige, allzu harte Aburteilung des politischen Exils kam von Theodor Wolff, dem scharfzüngigen ehemaligen Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*, nun aber selbst ein Flüchtling aus Hitlers Gefängnis. Als er 1935 Otto Braun, den früheren preußischen sozialistischen Ministerpräsidenten, in Ascona auf Monte Verità besuchte, fand er dort ein „blühendes Emigrantenparadies“ vor und bemerkte beißend zu Braun: „Hannibal floh, um zu handeln, und pflanzte keinen Salat.“ Dies war bestimmt allzu scharf. Auch das Exil hat seine Würde und kann unter Umständen eine Form des Widerstands sein.

Diejenigen unter den Sozialdemokraten, die sich direkt dem Bona-fide-Widerstand anschlossen, kamen vom rechten

Flügel der alten Partei. Theodor Haubach, Julius Leber, Wilhelm Leuschner, Carlo Mierendorff, die alle schon verschiedentlich Bekanntschaft mit Nazi-Kerkern gemacht hatten, sowie Adolf Reichwein landeten im Kreisauer Kreis der Grafen Helmuth Moltke und Peter Yorck, zu dessen Entwürfen für ein zukünftiges Deutschland sie ganz wesentlich beitrugen. Bis auf Mierendorff, der im Dezember 1943 während eines alliierten Bombenangriffs ums Leben kam, wurden alle nach dem 20. Juli in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Im Übrigen dürfen wir bei der Musterung des sozialistischen Lagers die kleineren, radikalen, höchst konspirativen Gruppen nicht auslassen. Sie waren Splittergruppen zwischen der Sozialdemokratie und dem Kommunismus, und im Verhältnis zu der Ersteren ohne Furcht und Tadel und zu dem Letzteren völlig unabhängig und kompromisslos.

Die Gruppe „Neu Beginnen“ geht auf die Zeit der Weimarer Republik zurück. Auf Initiative Walter Loewenheims entstand schon 1929 diese nach leninistischem Vorbild gegründete Kadergruppe, erst einmal „Org“ genannt, die schon vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ in den Untergrund ging. Zur Zeit ihrer größten Ausdehnung erfasste sie 150 verpflichtete und um 500 periphere Mitglieder. Die Führung setzte sich aus profilierten Männern zusammen, etwa den Brü-

dem Walter und Ernst Loewenheim, Richard Löwenthal und Waldemar von Knoeringen. Walter Loewenheim veröffentlichte im September 1933 in Karlsbad unter dem Pseudonym Miles eine programmatische, mit den Denkschriften des Kreisauer Kreises vergleichbare Schrift mit dem Titel *Neu Beginnen*, der dann der ganzen Gruppe ihren Namen gab. Zur Verwirklichung der „moralischen und geistigen Fundamente“ der „Org“ wurde die marxistisch-leninistische Gegenoffensive gegen die drohende „weiße Diktatur in Deutschland“ bis ins Einzelne skizziert.

Die Organisation etablierte auch gleich nach der „Macht-ergreifung“ ein Auslandsbüro unter Leitung des Österreicher Karl B. Frank, das vor den nationalsozialistischen Kopffägern über Wien, Prag und Paris nach London ausweichen musste. Für uns hier ist es von besonderem Interesse, dass im Oktober 1939 Karl B. Frank den atlantischen Ozean überquerte mit dem Auftrag, Adam von Trott in Amerika aufzusuchen. Trott befand sich zu der Zeit gerade auf Einladung des Institute of Pacific Relations in Amerika und nahm diese Gelegenheit wahr, das Terrain für Friedensvereinbarungen mit einer oppositionellen deutschen Regierung zu sondieren. Frank seinerseits unternahm seine transatlantische Reise – ob nun im Auftrag des Foreign Office oder nicht –, um sich von Trotts Zuver-

lässigkeit zu überzeugen. Ich muss mich natürlich fragen, was wohl geschehen wäre, wenn Frank zu Trott, der gewiss einer der aktivsten außenpolitischen Sprecher des konservativen Widerstands war, eine engere Verbindung hätte herstellen können. Vielleicht hätte sich eine Koordination außenpolitischer Fühlungnahmen und Zielsetzungen erreichen lassen. Doch die Begegnung blieb ergebnislos. Die Differenzen erwiesen sich als unüberbrückbar, wiewohl Frank am Ende ein positives Urteil über Trott abgab und, Richard Löwenthal zufolge, in diesem Sinn in London berichtete.

Hier ist noch kurz auf den linksradikalen „Internationalen Sozialistischen Kampfbund“ (ISK) hinzuweisen. Dieser ging auf den von Leonard Nelson nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten „Internationalen Jugendbund“ (IJB) zurück. Es war eine ursprünglich jugendbewegte und militant-sozialistische Gruppe von ähnlichem Umfang wie „Neu Beginnen“. Sie zielte im Namen eines ethischen Sozialismus auf eine europäische Revolution und entwickelte einen ungewöhnlichen oppositionellen Aktivismus in Deutschland und im Ausland. So entfachte Hilda Monte – ihr richtiger Name war Hilde Meisel – eine unermüdliche Tätigkeit als Kurier zwischen den Grenzen. Sie nahm im Frühjahr 1944 „irgendwo im besetzten Europa“, tatsächlich in Genf, an einem Treffen teil, das von

Willem A. Visser't Hooft, dem holländischen Generalsekretär des provisorischen Ökumenischen Rats der Kirchen und einem rührigen Förderer Adam von Trotts, einberufen worden war und sich mit den Plänen für ein zukünftiges Europa befasste. Im Frühjahr 1945 wurde sie anlässlich einer ihrer Auslandsmissionen an der deutsch-schweizerischen Grenze von einer deutschen Wache erwischt und beim „Fluchtversuch“ erschossen. Eine eindrucksvolle Episode wie diese verdient es bestimmt, in den Annalen des deutschen Widerstands festgehalten zu werden. Und in der Tat hat Hilda Monte in dem schönen, von Annedore Leber herausgegebenen Band *Das Gewissen steht auf ihren Platz* gefunden.

Ich habe jetzt wiederholt von Exil und Emigration gesprochen; und es fragt sich, ob sie überhaupt zum Widerstand zu zählen sind. Zum Widerstand gehören Entschluss, Konfrontation von Subjekt und Objekt, Handeln und Wagnis. Auf jeden Fall bedeutet Widerstand einen extremen Akt in einer Situation, in der ein Dialog zwischen den beiden Seiten nicht möglich scheint und in der die Übermacht der einen Seite, der Obrigkeit, so entschieden ist, dass der anderen kein anderer Ausweg bleibt als Rechtsbruch, wenn nicht gar Gewaltanwendung. Dies war der Fall, als der Preuße Ferdinand von Schill, als der Tiroler Andreas Hofer 1809 zum Freiheitskampf gegen

die Übermacht Napoleons aufriefen und entschlossen in den Tod gingen.

Bedeutet dagegen das Exil nicht eine mehr oder weniger erzwungene, politisch oder religiös motivierte Absonderung vom Heimatland und Emigration, Auswanderung – um das einmal ganz drastisch und ungerecht zu sagen – ein Weglaufen und Sich-in-Sicherheit-bringen? Das Wort Emigrant ist ja gerade zur Zeit der Nazi-Herrschaft in Europa so verunglimpft worden, besonders in Bezug auf die vom Regime ausgestoßenen Juden, Demokraten und Marxisten, dass es noch heute in einem gewissen Zwielficht erscheint.

Hier ist eine historische Besinnung angezeigt: Wohin gehörten die Hugenotten, die in Brandenburg, in Holland und in England, die Salzburger Protestanten, die in Ostpreußen und in Georgia landeten, die bourbonischen Bürger und Aristokraten, die sich vor den wild gewordenen Jakobinern retten, oder die russischen Aristokraten, die sich vor den leninistischen Furien in Sicherheit bringen mussten?

Und nun wieder zurück zu unserer unglücklichen Zeit: Wo reihen wir Willy Brandt ein – und wo Ernst Reuter? Adam von Trott, dessen zweite Heimat doch England war, hatte genug Anlass und Gelegenheit, sich für England zu entscheiden, doch trotz aller Widrigkeiten, die ihm zu Hause drohten und

bevorstanden, entschied er sich, in sein Heimatland zurückzukehren: „Ein Emigrant zu sein ist erniedrigend – und dies ist das letzte, was ich wünsche“, schrieb er von England aus an seine englische Freundin Shiela Grant Duff im Juli 1933. Und Dietrich Bonhoeffer, dem anlässlich seines Amerika-Aufenthalts vom Juni/Juli 1939 im Union Theological Seminary in Manhattan seine Freunde vorsorglich schon bei dem „American Committee for Christian German Refugees in the City of New York“ eine Stelle als Pastor für die New Yorker protestantischen Flüchtlinge gesichert hatten, entschied sich dennoch, zurückzukehren. An seinen Freund, den Theologen Reinhold Niebuhr, schrieb er:

„Ich habe einen Fehler begangen, indem ich nach Amerika kam. Ich muß diese schwere Zeit unserer nationalen Geschichte mit den christlichen Menschen Deutschlands leben. Ich würde kein Recht haben, nach dem Krieg zu dem Wiederaufleben christlichen Lebens in Deutschland beizutragen, würde ich nicht die Sorgen dieser Tage mit dem Volke teilen. ... Christen in Deutschland sehen sich vor einer furchtbaren Alternative, entweder die Niederlage der Nation in Kauf zu nehmen, so daß die christliche Zivilisation überlebe, oder den Sieg der Nation zu wünschen und damit unsere Zivilisation zu zerstören. Ich weiß, welche

Alternative ich wählen muß; aber ich kann diesen Entschluß nicht in Sicherheit fällen.“

Damit hatten beide, Trott und Bonhoeffer, eine Linie gezogen zwischen Exil, Emigration einerseits und Widerstand andererseits und ihre Bereitschaft zum Widerstehen erklärt – und, wie sie ahnen mussten, auch zum Martyrium.

Als Arnold Brecht, der ehemalige preußische Ministerialdirektor und preußische Bevollmächtigte beim Reichsrat – ein vorbildlicher republikanischer Staatsbeamter –, in seinem New Yorker Exil benachrichtigt wurde, dass er für einen wichtigen Posten in einer zukünftigen Exilregierung vorgesehen sei, entschied er sich zur Absage. Es sei ihm, so antwortete er, im tiefsten Herzen zuwider gewesen, „vom sicheren amerikanischen Hafen aus Heldentaten des Märtyrertums von denen zu fordern, die in Deutschland der furchtbaren Realität brutalen Terrors ausgesetzt waren“. So setzte auch er, ganz einfach aus kluger Selbstbeschränkung, die Scheidelinie zwischen Emigration und Exil auf der einen und Widerstand auf der anderen Seite.

Hier darf sich aber der Historiker rückblickend einschalten. Im totalen Staat war die Instrumentalisierung der obrigkeitlichen Gewalt so vollkommen und erstreckte sich so weit in das tagtägliche Leben, wenn nicht in das Unbewusste der

Bürger, dass wir Historiker und Historikerinnen auch den Widerstandsbegriff entsprechend zu verfeinern verpflichtet sind. Je inklusiver die obrigkeitliche Unterdrückung, desto verfeinerter auch der an Widerstand anzulegende Maßstab, und Widerstand bedeutet nicht nur die gewagte, spektakuläre Handlung, so wie die Anschläge Stauffenbergs und Elzers, sondern allein schon die Haltung derer, die sich der Gleichschaltung von oben zu entziehen versuchten. Alltagsunterdrückung hat im „Dritten Reich“ umgekehrt Alltagswiderstand hervorgerufen, und ähnlich hat sich unser Widerstandsbegriff vom aktiven zum passiven Widerstand und vom Handeln zum Mit-handeln, zum Wissen und Mitwissen, ja auch zum Aufschrei der Verzweiflung ausgedehnt. Fahren wir also fort in unserer Erkundung des „umstrittenen Widerstands“, wie er genannt worden ist.

Ich möchte hier darauf bestehen, dass auch das Exil, auch die Emigration, ihre Würde haben. Der Berliner Historiker Wolfgang Benz erinnert daran, dass die politischen Emigranten „die ersten“ waren, die gegen den Nationalsozialismus als Ideologie und als drohendes Herrschaftssystem gekämpft haben, um im Exil den Kampf fortzusetzen. So sprach er wiederholt vom „Exilwiderstand“, der sicher oft Jahre der Not, des Zornes und ohnmächtiger Verzweiflung mit sich brachte. Also

gehören Emigration, Exil und Widerstand doch zusammen? Zweifellos bestehen da Beziehungen. Sie alle haben in der Nazizeit ihren Beitrag zur Unterhöhnung der Tyrannei geleistet. So ist berichtet worden, dass Otto Wels, als er im Prager und dann im Pariser Exil Unterschlupf fand, wiederholt die Wendung „mit dem Gesicht nach Deutschland“ gebrauchte. Nur in den seltensten Fällen ist Exil ein auf dauernd berechneter Zustand gewesen. Exilanten träumen immer von einer Rückkehr in die Heimat – und Emigranten auch. Dabei denke ich an einen Brief, den nach dem Kriege (am 21. Juli 1947) Friedrich Meinecke, der Doyen der deutschen Historiker, an seinen Kollegen Ludwig Dehio sandte:

„Ich habe im ganzen von diesen jüdischen emigrierten Historikern [hier bezog er sich nicht ausdrücklich auf politische Emigranten] den Eindruck, daß sie nicht mit emigrantischem Ressentiment unser Schicksal betrachten, daß sie uns besser kennen und verstehen als die Amerikaner und daß sie als Vermittler in unserer Wissenschaft viel Gutes bedeuten können.“

Er erwähnte besonders Hajo Holborn, Felix Gilbert und Hans Rosenberg, und dann auch Hans Rothfels – inwieweit diese nun „jüdisch“ waren, ist eine Frage für sich. Sie alle lebten in ihrem adoptierten Land „mit dem Gesicht nach Deutschland“.

Es kam auch nicht von ungefähr, dass Felix Gilberts Leistung mit dem „Pour le Mérite“ ausgezeichnet wurde. Im Juni 1969, als Hajo Holborn, gerade erst von einer schweren Krankheit genesen, zu seiner letzten Reise in die Bundesrepublik aufbrach, überreichte ihm sein Verleger vor dem Abflug vom Kennedy Airport noch den dritten Band seines Werkes *A History of Modern Germany*. Am 19. Juni wurde er dann in Bonn mit dem ersten Inter-Nationes-Preis ausgezeichnet, der, wie der Titel auch besagt, an einen Mann oder an eine Frau verliehen werden sollte, der bzw. die das Verständnis zwischen den Völkern der Welt gefördert habe. Dies war eine seinen Verdiensten angemessene Ehrung. In der folgenden Nacht starb Hajo Holborn im Schlaf.

Wie steht es nun mit der so genannten „inneren Emigration“? Der Begriff stammt von einem deutschen Schriftsteller: Frank Thiess. Statt Beteiligung am Widerstand wählte eine beträchtliche Anzahl, besonders unter den Künstlern und Schriftstellern, den Ausweg des mehr oder weniger demonstrativen Rückzugs ins private Leben. Robert Ley, der Nazi-Führer der Deutschen Arbeitsfront, soll einmal gesagt haben, der Deutsche dürfe nur im Schlaf privat sein. So waren die „inneren Emigranten“ auch im Wachsein privat und verwehrten der Partei das von ihnen verlangte Engagement in

der nationalsozialistischen Revolution. Unter den bedeutendsten Schriftstellern dieser Art waren Erich Kästner und Ernst Wiechert, unter den Künstlern Ernst Barlach und Käthe Kollwitz. Hätten sie nicht alle brüllen sollen, um das so große Unrecht der Naziführung öffentlich anzuprangern und auf diese Weise bloßzustellen? Nun ist es nicht jedermanns Sache, sich öffentlich zu exponieren und Märtyrertum zu suchen. Bestimmt haben Barlach und Kollwitz unter ihrer totalen künstlerischen Isolierung, ja Verbannung sehr gelitten. Aber auch angesichts aller Erniedrigung und allen Ausgestoßenseins blieben sie in den dunklen Zeiten des „Dritten Reiches“ Bürgen der Standhaftigkeit und der Menschlichkeit in Deutschland. War dies nicht auf weite Sicht hin eine bedeutende Bekundung des Widerstands?

Nun komme ich zu einem ähnlich umstrittenen Fall, nämlich zu den Liberalen im Widerstand. Vor kurzem fand ich in *Die Zeit* eine Besprechung von Joachim Scholtysecks Buch *Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933-1945* (München 1999), eine Rezension, in der, auf Ralf Dahrendorf Bezug nehmend, kategorisch festgestellt wurde: „Der deutsche Widerstand – von Liberalen kam er nicht.“ Es ist nicht zu bestreiten, dass der Großteil der aktivsten Widerständler aus den Reihen der extremen Linken oder aus den konservativen

Führungsschichten kam. So ist die Bemerkung Martin Broszats auch nicht von der Hand zu weisen, dass die Aufopferungsbereitschaft in der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft wenig vergleichbar war mit der Bereitschaft zum Martyrium von Seiten der Kommunisten und der konservativen Fronde. Der Historiker finde sich vor der „irritierenden Tatsache“, dass geschichtlich monumentales Handeln offenbar ganz überwältigend von den deklassierten Proletariern oder von den Aristokraten her möglich war, Gruppen und Eliten also mit einem revolutionären und historischen Sendungsbewusstsein, das dem *juste milieu* der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Verhaltenspragmatismus nicht angepasst war. Steigen also diese Mittelschichten nicht auf die Barrikaden des Widerstands?

Doch Robert Bosch, unter den deutschen Unternehmern eher eine Ausnahme, war ein zutiefst liberaler und humaner Industrieller, jeglichen nationalistischen Aspirationen abhold. Allen Versuchungen des Nationalsozialismus widerstehend, steuerte er während der ganzen Nazizeit seinen eigenen Kurs und blockierte die Bürokratie des Terrors so weit wie möglich. Er half verfolgten Juden einschließlich des Berliner Rabbiners Leo Baeck, und er beauftragte seine Mitarbeiter, eine Verbindung mit der Außenwelt herzustellen und aufrechtzuerhalten,

zuerst, um sie vor der Irrigkeit der Appeasement-Politik zu warnen, und dann, um den Möglichkeiten eines „Friedens ohne Hitler“ nachzugehen. In diesem gefährlichen Unternehmen war Carl Goerdeler seine Liaison. So verbündete sich der schwäbische liberale Patriarch mit dem preußischen Konservativen, der nun, neben finanzieller Unterstützung als „Wirtschaftlicher Berater“ des Bosch-Konzerns, eine beträchtliche Summe Geldes für konspirative Zwecke erhielt.

Und wenn Robert Bosch auch nicht immun gegen die „vielfältige Ambivalenz“ allen Widerstehens – sowie in der Frage der Beschäftigung von „Fremdarbeitern“ – war, so besteht kein Grund, ihm seinen Platz im Mosaik des deutschen Widerstandes abzusprechen. Der Widerstand von Robert Bosch war Widerstand eines deutschen Liberalen.

Besonders schwierige und umstrittene Fälle nun sind die der so genannten „Roten Kapelle“ und des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ (NKFD) sowie des „Bundes Deutscher Offiziere“ (BDO) und deren Einordnung in die Widerstandslandschaft. Zweifellos arbeitete die „Rote Kapelle“ eng zusammen mit dem sowjetischen Spionagenetzwerk, um dem Nazi-regime ein Ende zu bereiten. Kann sie aber einfach als Spionageorganisation abgetan werden, so wie dies im Nachhinein von konservativer Seite geschehen ist? Grundsätzlich muss in

der Beurteilung der Gruppe die „Radikalität“ ihrer Ablehnung des Naziregimes anerkannt werden, und ihre Entschlossenheit, allen Möglichkeiten nachzugehen, ihm ein Ende zu bereiten. So verweigerten, wie Peter Steinbach hervorgehoben hat, die Mitglieder dieser Gruppe von Anfang an jegliche Zusammenarbeit mit dem Regime – dies also im Unterschied zu den vielen anderen konservativen Widerstandskämpfern. Und ihre Radikalität führte sie dann eben in das Netz des sowjetischen Geheimdienstes. Aber im Licht der unbeirrbaren Radikalität der Mitglieder der „Roten Kapelle“ sind sie in jenen „anderen“ Widerstand einzureihen.

Damit komme ich zu der Frage, ob und wie die im Sommer 1943 nach der Schlacht von Stalingrad auf Initiative der Sowjets unter den deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion gegründeten Organisationen in den Widerstand eingeordnet werden können. Zweifellos sollten die Komitees nach sowjetischer Berechnung dazu dienen, die alliierten Westmächte im Kampf gegen das Hitlerreich zu überspielen und so am Ende einen den Sowjets genehmen Friedensschluss zu sichern. Unter den schwarz-weiß-roten Farben des kaiserlichen Deutschland sollten nun die Überlebenden der Sechsten Armee unter Führung von General Walther von Seydlitz-Kurzbach, wie es im *Manifest an die deutsche Wehrmacht und an*

das deutsche Volk vom 19. Juli 1943 hieß, den Kampf für „eine starke demokratische Staatsmacht“ aufnehmen.

Das Manifest musste sich auch mit der Frage des Widerstandes auseinandersetzen. Widerstand, so forderte es das deutsche Volk auf, ist „der einzige Weg zur Rettung des Bestandes, der Freiheit und der Ehre der deutschen Nation“. Auch mangelte es in den Schriften des Nationalkomitees nicht an Appellen an die Deutschen und insbesondere an die Generäle, Hitler zu stürzen. Zweifellos betrachtete sich ein großer Teil der kriegsgefangenen Offiziere und Soldaten als Mitglieder einer Widerstandsbewegung, und sicher sahen diese es als ihre besondere Aufgabe, die Opposition in Deutschland zum Handeln zu ermutigen. In der Gefangenschaft in der fernen Sowjetunion konnte den deutschen Offizieren und Soldaten sogar die Zusammenarbeit mit dem früheren Feind als patriotische Tat erscheinen.

Die Männer des Widerstands wussten wohl vom NKFD und besonders von Seydlitz' BDO. Die Versuchung für sie war besonders stark angesichts der Weigerung der Westmächte, sich mit ihnen einzulassen. Während General Ludwig Beck solche östliche Option als zu gefährlich erachtete, soll Carl Goerdeler ihr einiges Verständnis entgegengebracht haben. Der schärfste Advokat einer Ostorientierung war – nicht über-

raschend – der letzte deutsche Botschafter in Moskau, Graf Werner von der Schulenburg. Adam von Trott, der außenpolitische „Troubleshooter“ des Widerstands, bemühte sich während einer Schwedenreise im Juni/Juli 1944 um eine Kopie des Manifests, doch gelangte er zu dem Schluss, dass es sich dabei um bloße Propaganda handele. Für Stauffenberg war die Sache damit erledigt, dass, wie er sagte, „Proklamationen hinter Stacheldraht“ nichts wert seien. Dennoch können wir das „Freie Deutschland“ nicht aus dem Gesamtbild des Widerstands ausblenden. So blieb jemandem wie dem General von Seydlitz, um aus der Gefangenschaft aktiv gegen Hitler vorzugehen, keine andere Wahl, als sich dem von den Sowjets geförderten BDO anzuschließen. Bei ihm, einem deutschen General, der sich in den Dienst des Feindes stellte, um seine patriotischen Ziele zu verwirklichen, handelte es sich um einen Extremfall. Wenn man allerdings anerkennt, dass Exilierte von außen – wie Willy Brandt und Ernst Reuter – als Hilfskräfte des Widerstands gehandelt haben, dann sollte man auch einräumen, dass Seydlitz und seine Leute in den Bereich des deutschen Widerstands gehören. Zweifellos betrachteten sie sich als Widerständler, die, nachdem sie von ihrem „Führer“ missbraucht worden waren, danach strebten, den übrigen Soldaten der Wehrmacht das Schicksal der Sechsten Armee zu ersparen.

Wie Alexander Fischer, der Historiker der Bewegung „Freies Deutschland“, dargelegt hat, gibt es gute Gründe, das Spektrum des militärischen Teils des deutschen Widerstands gegen den Nationalsozialismus zu erweitern. Ihm sollten, so argumentiert Fischer, auch jene zugerechnet werden, die hinter Stacheldraht, aus sittlichem Gebot und aus Liebe zum Vaterland, die schlimmste Katastrophe, den Sieg Hitlers, zu verhindern suchten. Diese Anerkennung schulden wir auch dem General von Seydlitz. Doch soll diese Deutung seines Beispiels nicht darüber hinwegtäuschen, dass für viele der gefangenen Offiziere und Soldaten die Gründung des Komitees und Offiziersbundes ein „plumper bolschewistischer Schwindel“ blieb und dass sie in Seydlitz einen „Überläufer und Verräter“ sahen. Dies resultierte nicht nur aus einem strikten Festhalten am soldatischen Treueeid, sondern auch aus der Einsicht, dass die „Waffenbrüderschaft im Kampfe gegen den Faschismus“, die ihnen vorgegaukelt wurde, doch nur den sowjetischen Zielen dienen sollte. Sie mussten dann erfahren, dass die hochtrabend deutsch-patriotische Devise ihrer Schutzmacht Sowjetunion schließlich nur als Köder gedient hatte.

Hier ist daran zu erinnern, dass auch die Menschen, die den Juden zu Hilfe kamen, sowie auch Juden selbst Widerstand leisteten. Es gab die so genannten „Retter“, die sich un-

ter Lebensgefahr für Juden einsetzten; die vielen ihnen zu Ehren gepflanzten Bäume im Jerusalemer Yad Vashem zeugen von ihrer außerordentlichen Opferbereitschaft – wenn sie diese auch im Nachhinein nie zugeben wollten. Auch ist die allgemeine Annahme, dass es keinen jüdischen Widerstand gegeben habe, dass die Juden, schutzlos wie sie auch waren, wie Lämmer auf die Schlachtbank gegangen seien, nicht stichhaltig. Die Aufstände jüdischer Häftlinge 1943 in Treblinka und Sobibor und 1944 im Warschauer Ghetto haben, wie Jehuda Bauer betont, aus einer Position völliger Machtlosigkeit und Verzweiflung der menschlichen Würde inmitten unmenschlicher Unterdrückung ein Denkmal gesetzt.

Ähnlich gab es Widerstand in den Konzentrationslagern, in denen es bestimmt nicht um konkrete politische Zielsetzungen wie die Überwindung der obrigkeitlichen Gewalt gehen konnte, aber wenigstens, wie Johannes Tuchel es ausdrückt, um Selbstbehauptung und Solidarität. Doch hier, in dieser Extremsituation, war, wie auch im Fall der jüdischen Aufständischen, der verzweifelte Aufschrei an sich schon eine Heldentat.

Die Geschwister Hans und Sophie Scholl und ihre Freunde in der Münchener „Weißen Rose“ sind längst schon in die Annalen des deutschen Widerstandes eingegangen. Doch ist es

nach all den obigen ernstesten Beispielen von Widerstand in Deutschland frivol, hinzuzufügen, dass auch der Jazz Ausdruck des Protestes gegen das Naziregime werden konnte? Wie schon gesagt, waren im totalen Staat die Kontrollen so streng, dass auch nur die geringste nonkonformistische Regung, ob nun politischer oder kultureller Art, als Widerstand angesehen wurde. Dies war beim Jazz der Fall, und so hat die Debatte um den Jazz im „Dritten Reich“ doch eine ernsthafte, sogar politische Bedeutung. Jazz ist schon an und für sich eine Sprache des Protestes, zum Teil, weil es von Anfang an ein Ausdruck unterdrückter Rassen und Klassen war. So waren auch im „Dritten Reich“ die Hamburger „Swing Boys“ sowie die ihnen verwandten Kölner „Edelweißpiraten“ oder die Leipziger „Meuten“ ein Kapitel deutscher rebellischer Jugendkultur, die sich gegen die Nazi-Reglementierung auflehnte und entsprechend verfolgt wurde. Der Refrain des Edelweißpiraten-Liedes lautete: „Schwingt die Spaten der Edelweißpiraten und schlägt endlich die Nazis entzwei.“ Dies war ernstes Widerstehen und mehr als jugendlicher Überschwang.

Ich habe hier die Begriffe „Bewegung“ und „Widerstandsbewegung“ ganz bewusst nicht gebraucht. Eine Bewegung im öffentlich-politischen Sinn bedeutet doch eine gemeinsame, auf ein bestimmtes Ziel hin gerichtete Strömung. Davon war

in Deutschland eben nicht die Rede. In Frankreich war, wie gesagt, die „Résistance“ wenigstens unter der Dachorganisation, der im April 1944 gegründeten CFLN, vereinigt; in Italien gab es die „Resistenza“ und in Norwegen die „Hjemmefronten“. Trotz aller inneren Spannungen in diesen Bewegungen strebten sie einem gemeinsamen Ziel zu. Der Begriff „anderer Widerstand“ wäre für diese Länder überhaupt ganz fehl am Platz. Oben sprach ich vom „Mosaik des deutschen Widerstandes“. Mit dieser Metapher wollte ich an die vielen Stücke aus verschiedenstem Material und von unterschiedlicher Couleur anspielen, aus denen das Mosaik besteht, womit ich allerdings die Frage offen lassen wollte, wie und ob diese Stücke hätten zusammengefügt werden können.

Also gab es für den deutschen Widerstand keine Dachorganisation. Der Kreisauer Kreis war bestimmt keine solche Organisation, doch diente er als eine Brücke zwischen Adligen und Bürgerlichen, Protestanten und Katholiken, Konservativen und Sozialisten. Dabei war auch die Verbindung mit der Sozialdemokratie, wie schon erwähnt, auf einige Männer vom rechten Flügel der Partei beschränkt.

Zwischen der Führungsgruppe im Widerstand, d. h. den Offizieren und Zivilisten, die wir allgemein der Gruppe des 20. Juli zurechnen, und dem Gros des Widerstands, das sich

fraglos aus den Kommunisten zusammensetzte, waren Verbindungen so gut wie nicht vorhanden. Das von Stauffenberg gebilligte Treffen Julius Lebers und Adolf Reichweins mit Vertretern der KPD am 22. Juni 1944 verlief im Sand – keine Spur von Volksfront; stattdessen führte die Zusammenkunft, von der Gestapo bespitzelt, zum Arrest aller Teilnehmer.

Davon abgesehen bleibt über Cäsar von Hofackers Verbindung mit dem Pariser kommunistischen Komitee noch ein Schleier der Ungewissheit. Und Adam von Trott endlich, der sich nach allen Richtungen hin bemühte, kam auch nicht weiter, weder mit seiner Begegnung mit Karl Frank noch mit seinen Versuchen, im Juni/Juli 1944 mit der sowjetischen Gesandten in Stockholm, Alexandra M. Kollontai, zusammenzukommen.

Somit gab es in Deutschland keine Widerstandsbewegung, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als jede Gruppe, alle Widerständler und ihre Freunde einzeln unter die Lupe zu nehmen. „Anderer Widerstand“? Nach allem, was ich Ihnen in dieser vergangenen Stunde vorgetragen habe, muss es beim Nachweis der Vielfalt des deutschen Widerstands bleiben, wobei die Gegenüberstellung eines angeblich authentischen und nichtauthentischen Widerstands zu vermeiden ist. Das Panorama des deutschen Widerstands war ein weit gespanntes, ein

weites Mosaik von Einzelgruppen und Einzelkämpfern. „Wir waren Einzelkämpfer. Jeder in seiner Weise“, so berichtete später der Kaplan Carl Klinkhammer, der wiederholt in Nazi-Gefängnissen gesessen hatte. Dabei enthielt das Mosaik des deutschen Widerstandes viele – sehr unterschiedliche – Stücke, und jedes Stück hat seine Integrität. Für Historikerinnen und Historiker jedoch, die den nötigen Überblick haben, kann das Ganze in dem Mosaik doch zusammenkommen. Und für sie stellt sich die Tragik der Einsamkeit des deutschen Widerständlers zugleich als sein Triumph dar. So darf es für sie letzten Endes keinen „anderen“ Widerstand geben, sondern einfach: Widerstand. Der im Hof des Bendlerblocks erschossene Stauffenberg und der in Dachau hingerichtete Johann Georg Elser, der in Plötzensee erhängte Adam von Trott und die an der deutsch-schweizerischen Grenze von einer Wache erschossene Hilda Monte – was haben sie gemein? Mut und Würde und Anstand – das ist viel.

Darüber hinaus sollte sich aber auch der Begriff des „anderen Deutschland“ erledigen. Die Gilde der Historikerinnen und Historiker wie die deutsche Öffentlichkeit haben allen Anlass, auf das Hitlerdeutschland als einen furchtbaren Irrweg zurückzublicken. Demgemäß war der Widerstand kein „anderes“ Deutschland, sondern das Gewissen Deutschlands.

Es stellt ein unentbehrliches Kapitel der so schwierigen deutschen Geschichte dar, der Peter Borowsky seine Lebensarbeit gewidmet hat.

G E D E N K F E I E R

S M I T H C O L L E G E

2 7 . M Ä R Z 2 0 0 1

Joachim Stieber

PETER BOROWSKY, MEMBER OF THE
DEPARTMENT OF HISTORY IN
RECURRING VISITS

Professor Peter Borowsky of the Historisches Seminar at the University of Hamburg was a frequent visiting member of the Department of History at Smith College. His colleagues in the Department remember him as an esteemed and congenial colleague. I was fortunate to have known him during his seven visits to the College, which extended from 1974 until 1998. Five of these visits were for a semester and two of them, in 1984-85 and in 1993-94, for an entire year.

Professor Borowsky's association with Smith College began in 1969 as an Instructor in our Junior Year Program at the University of Hamburg which was then in its first decade, having been established in 1961. At the time, Peter Borowsky had just received his doctorate in history at the University of Hamburg and was at the beginning of his career as a highly regarded member of the faculty at its Historisches Seminar. Smith College was indeed fortunate to be able to draw on the talents of such an engaging and effective teacher to introduce our Junior Year students to the substance and style of acade-

mic life at the University of Hamburg. It was a mutually beneficial relationship. To teach American college students during their study abroad represented an opportunity that Peter Borowsky appreciated, since, like many other young German academics in the 1960's, he looked with interest to the organization and the manner of teaching at universities in the United States as a possible model for the reform of German universities. In West Germany, this concern for an institutional reform of universities had been preceded in the 1950's by a general interest on the part of young German academics in new methodologies developed since the end of the Second World War in various disciplines at American universities. Thus, while Peter Borowsky acted as the intellectual mentor of Smith students, introducing them to the study of German history during their year at Hamburg, our Junior Year Program became for Peter, their teacher, a window into American higher education at the college level.

The directors of the Smith College Junior Year Program in Hamburg soon came to appreciate his qualities as a historian and his gifts as a teacher, and encouraged Peter Borowsky to explore the possibility of teaching for a semester in the Department of History at Smith College. Peter's initiative was welcomed by the historians at Smith, and in 1974 he was ap-

pointed Visiting Lecturer and, in 1977 and subsequently, Visiting Professor in the Department of History. At Smith College, Peter Borowsky was highly regarded as a teacher, and his colleagues greatly appreciated him as a fellow historian with whom one could always have a stimulating discussion on the state of the discipline of history on both sides of the Atlantic. Initiated on a personal basis in 1974, Peter Borowsky's success as a teacher and as an appreciated colleague contributed to the establishment in 1977 of a formal Faculty Exchange between the University of Hamburg and Smith College. Since that time, two Faculty members have visited the other institution each year, either for a one-month-long visit or as a teaching member of the Faculty in a Department for one semester. Peter Borowsky himself returned four more times on the regular Faculty Exchange, two of which were supplemented by a second semester as a Visiting Professor. As a result, he spent the entire academic years 1984-85 and 1993-94 at Smith College. His last visit was in the Fall Semester of 1998.

The Department of History was delighted to welcome Peter Borowsky on his return visits and this for a very practical reason. He came not only as a stimulating visitor, but he also helped with administrative tasks, including the supervision of Special Studies by our students. Of his nine semesters in the

Department, five were spent taking the place of regular faculty members on leave. In short, Peter was able to help us meet our ongoing curricular obligations. The courses he taught followed a consistent pattern over the years. They included the following: *German History since 1870; Revolutions in Modern Europe: 1789, 1848, 1917; Twentieth-Century Europe*; and once even our basic survey course, *The Transformation of the European World, 1600-1950*. During his first two visits in 1974 and 1977 as well as during his last visit in 1998, Peter Borowsky taught a seminar on Adolf Hitler and the Third Reich. During his last visit, he taught this topic in an interdisciplinary format as a colloquium together with Professor Hans Vaget of the Department of German Studies. Entitled *Hitler in the Context of German Culture*, it was a highly successful interdisciplinary venture, made possible by the more flexible academic structures at Smith College that Peter appreciated so much.

The foregoing overview of Peter Borowsky's courses at Smith College makes evident his preoccupation with modern German history in its European context and his special concern with the person and role of Adolf Hitler and the twelve-year period of the National Socialist regime. For Peter's generation of young German academics who studied in the 1960's, these were indeed troubling concerns that touched not

only upon their professional formation as academics, but also upon personal existential issues such as the definition of Germany's identity in the context of a new critical examination of its history. The political and moral dimensions implicit in this critical process are evident in the subject of Peter's doctoral dissertation in 1968: German policy toward the Ukraine during the First World War. It was a topic that had been suggested to him by his academic mentor, Fritz Fischer, best known for his study of the hegemonic aims of imperial Germany's foreign policy before and during the First World War.

In Peter Borowsky's case, the professional historian's interest in German history in the 20th century was heightened by a personal dimension. He was born in 1938 in Angerburg in the Masurian region of East Prussia, from where his mother with her two children, including six-year old Peter, fled on one of the last trains to cross the Vistula River in January 1945. Peter's father was one of the over four million German soldiers who did not return home from the war. Growing up after the war, Peter and his family shared the experience of millions of other war refugees who created a new life for themselves in what became the Federal Republic of Germany. Initially, this meant the challenge of reestablishing material security, but it also meant reaffirming German cultural values and poli-

tical traditions that pre-dated National Socialism. At Bethel bei Bielefeld, Peter attended the Friedrich-von-Bodenschwingh-Gymnasium, a name which evokes the older religious and humanitarian values that were reaffirmed during the 1950's. At the same time, many younger Germans of Peter's generation also looked to the United States as a political and cultural model. It would appear that Peter's interest in Smith College as well as his extensive travels in the United States can be placed in the context of such a broader interest in America.

The interest in America on the part of Peter Borowsky's generation in West Germany during the 1950's was due, on the one hand, to the somber realization that it was only the willingness of the United States to engage its military power in Western Europe that prevented the Continent's domination by the Soviet Union. On the other hand, the interest in America, especially on the part of the younger generation, represented also a response to the generosity of American policy toward Germany after 1947 that actively looked toward the economic reconstruction as well as the moral and political rehabilitation of a former enemy. This policy led not only to the creation of the Federal Republic of Germany but also to making West Germany a partner in creating a new cooperative economic and political order in Europe. After 1950, American policy to-

ward Germany was, to be sure, also motivated by the aim of making the Federal Republic a military ally in the Cold War, yet it continued to be based on a generosity of spirit and an optimism and courage, to which particularly the younger generation in Germany responded with a genuine interest in all things American.

Peter Borowsky's academic career at the University of Hamburg illustrates his personal commitment as a scholar and his dedication as a teacher to lead the next generation to a new critical understanding of modern German history. His colleagues and his students at Smith College were fortunate to be able to participate, from time to time, in that critical discourse. Peter's association with Smith College, and especially with its Department of History, represented a particular generous German response to America's generosity of spirit in envisioning a new role for a new Germany in Europe and in building bridges of friendship across the Atlantic.

Our sadness in taking leave of a respected colleague and, for many of us, a dear friend is balanced by our appreciation of Peter's contribution to the lives of those who were privileged to know him as a stimulating colleague and an inspiring teacher. We remember his quick wit, keenness of intellect, and also his unfailingly unassuming and upbeat manner. As an

academic teacher and in personal conversation, Peter's manner was clear and convincing, occasionally enlivened by a touch of humor, but never overbearing – I am tempted to say it in German: "klar und überzeugend im Vortrag, oft mit einer humorvollen Pointe, aber niemals überheblich". It was only one of the many qualities that make us cherish his memory.

Hans Rudolf Vaget

THE POLITICAL RAMIFICATIONS OF
HITLER'S CULT OF WAGNER

Der Bursche ist eine Katastrophe; das ist kein Grund, ihn als Charakter und Schicksal nicht interessant zu finden.

(Thomas Mann, *Bruder Hitler*)

Too many otherwise persistent historians and critics, faced with the problem of situating within the context of German culture the singular phenomenon that was Hitler, have too often taken the easy way out – by scapegoating the *Führer's* lifelong idol, Richard Wagner. Among them are Peter Viereck (who, in a way, started it all in 1939), Robert Gutman, Hartmut Zelinsky, Paul Lawrence Rose, Marc Weiner, and Joachim Köhler, who, in his *Wagners Hitler: Der Prophet und sein Vollstrecker* (1997, English 2000), goes so far as to suggest that the German dictator was “merely” the executioner of Wagner’s ideas. Köhler argues that Hitler’s entire political program was essentially an attempt to turn the mythologically coded world of Wagnerian opera into a social and political reality. All of Hitler’s major undertakings – the takeover and shaping of the

Nazi Party, the establishment of the Nazi state, the waging of World War II, and the perpetration of the Holocaust – were ultimately the means to an aesthetic end: “The achievement of the Wagnerian world of the ‘work of art of the future’.” In everything he did, Hitler acted as the “agent” of the Bayreuth Circle, accomplishing the task originally set by that great prophet of the Third Reich and of the Holocaust: Richard Wagner.

Recently, Frederic Spotts, the author of a fine history of the Bayreuth Festival, took up the whole vexed matter and re-examined Hitler’s multifarious meddling with the arts – primarily architecture and music. In a thought-provoking and useful new study, boldly entitled *Hitler and the Power of Aesthetics* (2002), Spotts laudably ignores those endless speculations about psychic and sexual abnormalities – the most eagerly pursued red herrings in Hitler studies – and proposes instead that the Führer’s social, racial, and geopolitical agenda was ancillary and subordinate to the realization of what was fundamentally an aesthetic project, namely, to create “the greatest culture state since ancient times, or perhaps of all time”. Spotts largely confirms and amplifies what Peter Reichel had argued in his pioneering book of 1991, *Der schöne Schein des Dritten Reiches*.

This poses an urgent question that both Spotts and Köhler

dodge: What was the role of aesthetic experience in general and of Wagnerian opera in particular in the identity formation of Adolf Hitler? How, precisely, did Hitler become the man Spotts delineates for us – that eager and lavish supporter of the arts who was simultaneously bent upon perpetrating the “crime of the century” and in doing so became, as Saul Friedländer in *Nazi Germany and the Jews* (1997) has observed, “the ultimate standard of evil” in our time, “against which all degrees of evil may be measured”. Spotts confines himself, by and large, to the period of the Third Reich and refrains from any psychological speculation to explain the bewildering, strangely nonpolitical case of a devastating political leader driven by, we are told, his aesthetic ideals.

Köhler, on the other hand, takes a short-cut by offering Wagner as the key to the puzzle of Hitler’s personality and evil and by positing that he was simply the most radical and fanatical disciple of the sinister prophet of Bayreuth. Unfolding his elaborate and fantastical argument Köhler applies a crude notion of influence to establish the connection between the *Führer* and his master, ignoring as he does everything that reception theory has taught us. We all use the term “influence” loosely as a shorthand for what we know is a complicated historical transaction. Köhler allows no complication of

mediation to interfere with his determination to demonstrate the presence of “Hitler” in Wagner. For the conscientious historian, however, the task is not to construct “Wagner’s Hitler”, despite that clever titular reversal, but rather to reconstruct Hitler’s Wagner. This is a far more difficult matter.

Some of the difficulties were duly noted by Joachim Fest in his 1973 biography. Striking as the affinities between Hitler and Wagner may at first sight appear – the outsider’s resentment against the bourgeoisie; the bohemien affect of an artistic existence; the basically non-political relationship to the world; the uncertainty about their ancestry; the morbid hatred of Jews – none can be simply attributed to the so-called influence of a widely idolized cultural figure. Much of what we find in young Hitler represents a constellation of phenomena perfectly typical of the era in which he grew up. The most characteristic elements of his *Weltanschauung* – nationalism, Darwinism, anti-Semitism – were in the air in Vienna at the time, which he could not help but breathe. Still, in Fest’s view, the *Meister* emerges both as the young man’s ideological mentor and as Hitler’s great exemplar.

After almost a quarter of a century, Fest felt compelled to revisit the issue of Hitler and Wagner in an essay entitled *Um einen Wagner von außen bittend. Zur ausstehenden Wirkungsge-*

schichte eines Großideologen (1996). Here he contends that historians have tended to neglect the composer's long-term political impact. Identifying him as an ideological megaforce, he calls for a comprehensive history of his reception in Germany, for it was Wagner's ideology that proved to be the most explosive mix to pour forth from the laboratory of ideas that was the 19th century. Fest's own assessment of the matter, though, is not free from contradiction. On the one hand he argues correctly that no direct succession from Wagner to Hitler can be established; on the other, he identifies Wagner as the *Führer's* decisive teacher. He disputes the claim that Hitler's murderous anti-Semitism can and must be traced back to Wagner: the *Führer's* racial anti-Semitism was uncompromising, he argues, whereas Wagner's hostility towards Jews was selective and inconsistent.

Fest's point about Hitler's and Wagner's anti-Semitism has been corroborated by, among others, Saul Friedländer, who noted (at the Schloss Elmau Symposium of 1999 on *Richard Wagner im Dritten Reich*) that Hitler, in all his speechmaking, never once invoked Wagner's well-known hostility towards *das Judentum*. Why not? He could easily have argued that if the great Richard Wagner called for the elimination of Jews from German culture, then how could our current anti-Jewish

laws and policies be wrong? We are simply carrying out what Wagner intended. But Hitler never said anything of the sort. Friedländer offers two explanations. First, perhaps Hitler considered Wagner's position insufficiently radical since both *Das Judentum in der Musik* and *Parsifal* leave open the possibility that Jews can find redemption by shedding their Jewish identity, as Ludwig Börne had done, and as the figure of Kundry implies. Second, perhaps the *Führer's* very adulation of Wagner simply "did not allow for any disclaimers or any ambiguity", so as not to call into question the lofty standing of Richard Wagner as one of the patron saints of the Third Reich. Third, if we may add a reason of our own, perhaps Hitler was astute enough to realize that mining Wagner for proto-Nazi ideas, and exploiting Wagner for crude propaganda, might have diminished his standing as the supreme example of the creator of an art that was thoroughly German, heroic, sublime, and highly auratic. On account of these very qualities, Wagner's music was indispensable for the pervasive aestheticization of political life – to use Walter Benjamin's well-known formula – that became the hallmark of the Third Reich. Hitler, whose adulation of Wagner was an almost singular phenomenon even within the Party hierarchy, seems to have been well aware that a demonstratively nonpolitical cult of Wagner was, in

the long run, politically more effective than any short-sighted propagandistic exploitation.

It goes without saying that neither Fest nor Friedländer would deny the historical links between Wagner's anti-Semitism and Hitler's radical, murderous hatred of the Jews. But those links lie outside the narrow corridor of the Hitler-Wagner relationship and cannot be subsumed under the notion of influence in the customary sense; their paths of transmission are more circuitous.

This, then, throws into relief the crucial methodological problem and underlines the need for a new way of looking at the entire Hitler-Wagner complex. The crux of the matter, it seems to me, lies in the fixation of historians on the notion of influence. We can no longer use this term as trustingly as Vierendeck, Fest, Köhler, and a host of others have done. In reception theory, "influence" has given way to notions of reception and appropriation, denoting a more complex and indirect mode of intellectual transfer, and shifting attention from the source to the recipient. Thus, what may look to the untrained eye like a direct line from Wagner to Hitler could in fact be an optical illusion – the result of multiple refractions. For what we call influence accrues from an entire constellation of factors involving language, media, cultural practices of remembering, and

the various ways in which these factors interact within a sharply defined historical space. As in all cases of intellectual precursorship, the basic tenet of reception theory fully applies to the case of Hitler and Wagner: a tradition does not perpetuate itself; rather, it is appropriated and adapted to the needs of the recipient and, in the process, bent and deformed.

Similarly problematical is Fest's contention that Wagner was Hitler's ideological mentor. If the matter were so simple, we should expect to find in *Mein Kampf* more than a single reference to Wagner, one made almost in passing. But that passing reference is all there is. As with "influence", then, the very notion of mentor seems incongruous with Hitler's study habits, which were those of an autodidact and dilettante. Furthermore, from what we know about young Hitler, the experience of *Lohengrin* and of *Rienzi* preceded his reading of Wagner's prose tracts. And that adolescent aesthetic experience – more irrational and thus more idiosyncratically formative than the traditional master-disciple relationship – was by no means solitary or unique: Hitler shared it with great numbers of his contemporaries.

Wagner's "grand tragic opera", *Rienzi*, an early work that never became part of the Bayreuth canon, offers the most promising starting point for accessing the peculiar nature of Hit-

ler's Wagnerianism. As we know from the memoir of August Kubizek, a budding musician and Hitler's boyhood friend, the two youths attended a performance at the Linz Landestheater early in 1905, when Hitler was fifteen, that appears to have had the impact of an epiphany. "In that hour", he is reported to have said later on several occasions, "it all began." But what, precisely, began in that hour? His enthusiasm for Wagner? This is improbable, since he had earlier seen *Lohengrin*, at age thirteen. No, what more likely began was the elaboration of a particular fantasy triggered by Wagner's opera – the fantasy of becoming the leader of the Germans and of restoring Germany's greatness, just as Rienzi, the last tribune in medieval Rome, had attempted to do for Rome. As we shall see, *Rienzi* set one of the fundamental patterns of Hitler's life. The significance of this youthful experience, then, can hardly be exaggerated. It shows, to begin with, that to young Hitler, as for untold numbers of Germans (and not only Germans), Wagner was primarily a great purveyor of overwhelming emotions, and only secondarily a purveyor of political ideas. Hitler's youthful experience is furthermore crucial as much for the psychological pattern it reveals as for its content.

Indications are that we no longer cringe when Hitler and art are discussed together in a serious fashion. This is terribly

important, for many issues with far-reaching implications for our understanding of the interplay of culture and identity, and of the political ramifications of such interplay, ride on this singularly critical and consequential case. Much is to be gained, therefore, from looking at young Hitler through the lense of a typology of the artist, for strictly speaking, as Otto Werckmeister has argued in "Hitler the Artist" (*Critical Inquiry*, Winter 1997), he was "a professional artist", though clearly one "at the lowest level of the artistic proletariat".

Once we look closely at the peculiar complexion of Hitler's shaky status as an artist, a psychologically portentous aspect of the structure of his personality begins to come into focus. We see that two very dissimilar artistic sensibilities co-existed. In painting and architecture, his artistic impulse had but a modest potency. In music, on the other hand, he appears to have possessed an unlimited capacity for emotional transport, albeit of a purely receptive nature, as evidenced by his youthful *Rienzi* experience. Hitler may thus be regarded as a fairly typical dilettante in the sense that this term had acquired at the turn of the century, denoting as it did, one who led an inauthentic life based, in the last analysis, on imitation. Dilettantes populate the work of Arthur Schnitzler and Hugo von Hofmannsthal, of Heinrich and Thomas Mann. In Hitler, the inter-

action of those two different artistic dispositions – one excessive, the other deficient – was controlled by no intellectual discipline. This appears to have led to a blockage and, eventually, a re-routing of his artistic ambitions to the field of politics, where he then was able to indulge his architectural fantasies on a much grander scale. As a budding painter, he was unable to imagine himself rising to the lofty level to which, the example of Wagner in mind, he secretly aspired. In music, however, where he had no practical skills, he seems to have had unlimited powers of emotional involvement which he would have had to invest in something altogether different – by becoming a populist leader like Rienzi. Such a realization seems to have dawned on him in 1919, when he discovered his talent as a political orator.

By reinventing himself as a politician in the image of Wagner's operatic hero, Hitler the thwarted artist followed to perfection the typical psychological pattern of the dilettante – a stock figure of German literature since Goethe's *Wilhelm Meister's Apprenticeship*. Indeed, it was Goethe who provided the classic definition of the dilettante as a would-be artist who "attempts to produce effects with the effects that affected him". This was precisely Hitler's case. Having failed as an artist, Hitler hitched his fate to a cultural icon whose national standing

and international renown were beyond question. He began to practice a demonstratively nonpolitical cult of Wagner, referring to the composer in public as the greatest genius that Germany had yet produced. This proved to be highly effective in the political arena: perceived as a devoted admirer of Wagner, Hitler was able to win respectability and cultural legitimacy and, eventually, to create a charismatic aura of genius for himself. Nazi propaganda routinely explained that the Führer was Providence's gift to the German people in the hour of their greatest need. But Hitler's cult of Wagner – that deliberate act of Wagnerian self-fashioning – tells a different story: that of a charismatic orator who reinvents himself by attuning his own needs and aspirations to those of the people and the historic moment.

In all of this, a key role must be attributed to the metapolitical notion of *Erbe*. It represents a privileged, even auratic form of reception in which the inheritor masks its basic character of appropriation by pretending merely to heed a call from the past. The importance of the notion of cultural inheritance to our understanding of the Hitler-Wagner nexus becomes immediately clear as we cast a brief comparative glance at the case of Anton Bruckner. As Albrecht Riethmüller has shown, when Hitler decided to elevate this Austrian composer

into the pantheon of German art, he arranged, in June 1937, a pompous induction ceremony at Walhalla, the German Hall of Fame. In retrospect, it becomes clear that this act of cultural annexation was the prelude to the political annexation of Austria that occurred a few months later. But this is not the point I wish to make here. Bruckner was a devoutly religious and nonpolitical man; by no stretch of the imagination could he be claimed as a precursor. The case of Bruckner, then, is one of willful appropriation in the narrowest sense of the word.

The case of Wagner is quite different, for a certain ideological affinity – at its core nationalistic and anti-Semitic – was self-evident and needed no propagandistic amplification. Moreover, Wagner had thematized again and again, from *Rienzi* to *Parsifal*, the idea of *Erbe*, even of *Welterbe* – world dominion. German Wagnerians thus grew up with the expectation that the Master's heritage would one day be claimed. After Wagner's death, the Bayreuth Circle, especially Houston Stewart Chamberlain, proceeded to radicalize the notion of a Wagnerian heritage by linking it to the hegemonic ambitions of Wilhelminian Germany. And throughout that post-Wagnerian era, a diffuse but vaguely appealing expectation was kept alive that one day a Parsifal-like savior would appear when Germany needed it most. Thus, when Hitler claimed that he was now

wielding the sword that had been forged by Wagner and Chamberlain (as he did in his 5 May 1924 letter to Siegfried Wagner), he was in effect claiming to be Wagner's political heir. The reference to Nothung, the magic sword handed down from Wotan to Siegmund and on to Siegfried, resonated not only for Hitler but also for his followers with powerful mythological and cultural overtones that lent him the aura of a potential savior in the manner of a Lohengrin, a Siegfried, or a Parsifal and, with that, the glamorous semblance of historical legitimacy.

The cult of genius was but one expression among many of the fundamental racism, of Nazi *Weltanschauung*. Chamberlain, Rosenberg, Hitler, and Goebbels were convinced that the capability of the Aryan race to produce genius was proof of its superiority over all other races, especially the Jewish race, which, as Wagner had "explained" it, was incapable of creating great art. Sophomoric as this now sounds, this kind of discourse had devastating implications in that it served to legitimize in the eyes of the faithful the aggressive, hegemonic aspirations of Hitler's Third Reich. The global success of Wagner's music, so the argument went, had demonstrated the superiority of German culture and had underlined the Aryan race's right to domination. By striving to achieve political he-

gemony for Germany, Hitler was completing what Wagner had begun.

Perhaps the most potent side-effect of Hitler's cult of Wagner was something altogether different – the setting in motion of a messianic anticipation of the coming of a savior. It was precisely this promise of a savior that constituted, as Fritz Stern has argued (*National Socialism as Temptation*), the greatest temptation of the larger Hitler phenomenon in the eyes of ordinary Germans. From what did Germany have to be saved? The answer to this question was self-evident to many: from the omnipresent forces of darkness, the Bolshevist-Jewish world conspiracy that prevented Germany from taking its rightful place in the sun. In order to activate such messianic expectations and thereby to strengthen the aura of a savior that was in fact accruing to him, Hitler needed simply to repeat again and again that Germany was facing an apocalyptic battle for its survival. The link to Wagner needed no explanation since the creator of *Die Meistersinger*, through the figure of Hans Sachs, had portrayed himself as a new John the Baptist – as someone who was merely preparing the way for the One who would not only sing „Wach auf“, but who would truly awaken all Germany.

It seems evident, then, that the cult of Wagner provided a

space for an intense emotional interaction between the *Volk* and their leader. The emotional bond was all the stronger as it existed in a metapolitical sphere of aesthetics, nationalism, and mass psychology in which every appeal to reason of the sort that Thomas Mann repeatedly issued had no chance of being heeded. Ian Kershaw, in his monumental biography of Hitler, has identified the widespread efforts to “work towards the Führer” – “dem Führer entgegenarbeiten” – as the key to understand precisely “how the Third Reich operated”. Hitler’s highly personalized charismatic rule “invited radical initiatives from below” and offered them backing as long as they stayed in line with his *Weltanschauung*. In other words, his followers were encouraged to tap into their own emotional reserves, their Wagnerian dreams, to help Hitler become the heroic leader and savior that he wanted to be.

If Kershaw were a Wagnerian he would have realized that the phenomenon of willing cooperation beyond the call of duty was greatly facilitated, even inspired, by the common cult of Wagner. The shameful action taken against Thomas Mann by the forty Munich Wagnerians in April 1933, which amounted to his “national excommunication”, represents one such instance. They did their share, and did so of their own free will, to make sure that what would reign in the new Ger-

many would be the “true” spirit of Wagner and not the false, cosmopolitan Wagnerianism of a Thomas Mann.

Easily the most egregious example of Wagnerians working towards the *Führer* was provided by the “National Socialist Monthly”, *Deutsches Wesen*. Its first issue, timed to coincide with the 1933 Bayreuth Festival, was devoted to the topic of “Richard Wagner und das neue Deutschland”. Here, the most eager of the believers, from eminent musicologists, such as Alfred Lorenz and Otto Strobel, to Party hacks, like Benedikt Lochmüller and Hans Alfred Grunsky, tried to outdo each other in assuring the world that the new Germany of National Socialism was in fact the Germany envisioned by Wagner. Their Nazification of Wagner exceeded in enthusiasm even the pronouncements of Joseph Goebbels, whose radio address during an intermission of *Die Meistersinger*, sounds rational and measured in comparison with the total delirium with which those guardians of the *heilige deutsche Kunst* enthroned Adolf Hitler as the new *pontifex maximus* of Wagnerianism.

Against this background, then, we can now gauge more realistically the extent to which Wagnerian opera contributed to the identity formation of Hitler and his rise to power. I shall attempt, in this concluding section, to shed some additional light on this nexus by briefly assessing Hitler’s response to the

three Wagnerian works that meant the most to him: *Rienzi*, *Die Meistersinger von Nürnberg*, and *Parsifal*. I hope to show that the psychological as well as the political significance of the Hitlerian cult of Wagner derived primarily not from Hitler's engagement with these works but from that engagement's interaction with other forces within the cultural space in which he chose to operate.

As I have earlier suggested, the impact of Wagner's *Rienzi* on young Hitler may be likened to that of an epiphany. Henceforth, Wagner's opera occupied his mind and as it were colonized his budding political sensibility. However, what rendered the aesthetic experience politically consequential was its resonance in the particular historical context in which Hitler found himself. At crucial stages in his apprenticeship – in Karl Lueger's Vienna and in the post-war Germany of 1918/19 – Hitler seems to have read history through the looking glass provided by Wagner's *Rienzi*. It was evidently this opera that enabled him to see in Karl Lueger, as he wrote in *Mein Kampf*, the prototype of the modern popular tribune, "den gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten". Historical reality seemed to validate Wagner's vision of the charismatic *Volkstribun* and convince him of its viability as a political ideal.

With the military pomp and religious aura of its music,

Rienzi offered what the fifteen-year-old dreamer and drifter sorely lacked: a heroic career model. That model was powerfully reinforced and further internalized, first, through the example of Karl Lueger, and second, by the example of Mussolini, who, in 1922, became the original fascist leader in the image of Cola di Rienzi. There are intriguing indications that, as he took his first steps in the political arena of post-war Munich, Hitler looked to *Rienzi* for guidance, as though this opera were his metapolitical compass. As Brigitte Hamann tells us in *Hitlers Wien*, he had observed that at the meetings of the Pan-German groups the overture to *Rienzi* was played. He adopted this custom for his political rallies in Munich and made it a ritual element of the massive Party rallies in the Third Reich. That piece – both military and solemn in character – served as a kind of signature tune of the Hitler movement and of the political liturgy celebrated annually at Nuremberg. So attached was Hitler to this music that, as Albert Speer reports in his reminiscences, he refused to replace it with any of the laudable pieces composed for the occasion by eager Nazi musicians.

In a particularly revealing conversation of 1930 (reported by Otto Wagner in Henry A. Turner's *Hitler Memoirs of a Confidant*), Hitler pointed out that he had learned an important lesson from *Rienzi*. Wagner's hero fails, he observed, because he

has no political party behind him and because he neglects to destroy his enemies. And indeed, from the outset of his career we see Hitler determined not to repeat the “mistakes” of his operatic model. Precisely to that end, he took over a tiny political party and turned it into a devastatingly successful mass movement. And as soon as he was able to do so, he began destroying his enemies, both real and imagined. Hitlers Wagnerian self-fashioning, basically a psychological phenomenon, here reveals its stark political ramifications.

For his fiftieth birthday, Hitler requested and received, among other Wagnerian treasures, the autograph manuscript of *Rienzi*. What may at first strike the observer as a whim was surely motivated by his emotional bond to this particular work. Far from being capricious, his request breathes the air of inevitability. Eerily, having refused several urgent entreaties to allow the precious documents to be taken out of Berlin to a safe place, he apparently took all his Wagner autographs with him to the *Führerbunker*, the final stop of his catastrophe-bound life, where all further traces of them vanish. Even his pathetic end in the *Bunker* is reminiscent of *Rienzi*’s demise in the burning ruins of the Roman Capitol. But the most striking similarity is that between *Rienzi*’s turn against Rome and Hitler’s turn against Germany. The end in sight, Hitler, in his *Poli-*

tical Testament, cold-bloodedly dismissed his own people as the loser in a historic struggle, undeserving of the greatness he had intended for it. Given all the echoes of *Rienzi* in Hitler's career, it was almost inevitable that his end would point back to the concluding lines from Wagner's tragic grand opera: "The last Roman curses you. / Cursed be this city! / Decay and wither, Rome! / That is the will of your degenerate people."

The political repercussions of the historical Cola di Rienzi upon the 19th and 20th centuries are today often overlooked. It seems indicative of the intellectual milieu that sparked Wagner's interest in Edward Bulwer-Lytton's *Rienzi. The Last of the Tribunes* (1835), the book from which he culled his libretto, that approximately at the same time the twenty year old Friedrich Engels drafted a play on the same subject, also based on Bulwer-Lytton and intended as libretto for an opera. Not only Hitler but also Benito Mussolini chose *Rienzi* as a model. This is presumably the reason why in some early analyses of National Socialism, such as Franz Neumann's *Behemoth* (1942), Cola di Rienzi, rather than Cesar, is identified as the true historical prototype of modern fascism. But while Mussolini was inspired by Bulwer-Lytton's historical novel, Hitler's emotional bond to *Rienzi* was forged rather by Wagner's opera of 1842. The difference lies in the quality and intensity

of the aesthetic experience, and that difference, it appears, proved decisive.

It is not difficult to see why *Die Meistersinger* also occupied a special place in Hitler's mind. The community Wagner imagined and glorified in that opera comes close to the *völkisch* ideal of the *Volksgemeinschaft*, as opposed to a modern society. The corporate principles on which Wagner's Nuremberg functions, the emphasis on community with its concomitant rejection of universalist values, clearly appealed to Hitler. Nor is it too obvious to mention that Wagner's *Volksgemeinschaft* is led by a charismatic artist who enjoys the affection of the people. Unlike *Parsifal*, with its two momentous scenes of disarming and its message of compassion, *Die Meistersinger* contained nothing that could be perceived as undermining the war effort, which is probably the reason that this opera was played during the so-called "Kriegsfestspiele" of 1943 and 1944 almost to the bitter end.

There are indications that Hitler came to visualize his own political career in the spirit of *Die Meistersinger*. As early as May 1923, half a year before he undertook his failed putsch, he quoted Wagner's rousing "Wach auf" chorus in a political speech. The ubiquitous Nazi slogan "Deutschland erwache" thus always carried with it these obvious Wagnerian overtones.

When power was finally achieved, Hitler and Goebbels arranged for a propaganda spectacle that has entered the history books as the "Day of Potsdam". It was intended to deceive the public about the revolutionary and terroristic designs of the regime. Ostensibly a show of loyalty to the traditional powers and of historical continuity, the "Day of Potsdam" culminated in a specially arranged, festive performance of *Die Meistersinger* in the Prussian State Opera. Wagner was to provide the capstone to this most successful propaganda effort of the new regime. At that performance on 21 March 1933, the people of Nuremberg were instructed, during the "Wach auf" chorus, to turn to Hitler's box, thereby transferring their homage from Hans Sachs to Adolf Hitler. Perhaps no other moment better encapsulates the political uses of Wagner in the Third Reich than this unashamedly operatic gesture. The identification with Prussian tradition in Potsdam during the day and with Wagner at the opera at night achieved for the new regime an incalculable strengthening of its claims to historical and cultural legitimacy. It almost goes without saying that at the Bayreuth Festival that year, this theme was repeated in full orchestration and in deafening fortissimo: "As we listened to the conclusion of *Die Meistersinger* today", wrote Hans Alfred Grunsky, "it seems to us as though we were hearing in our in-

ner ear, together with the jubilant 'Heil Sachs', the 'Heil Hitler' with which millions of people greet our *Volkskanzler*."

Parsifal provides the most illuminating example of the way in which the Wagner cult catapulted Hitler into the role of designated savior of Germany. After Hitler's first visit to Wahnfried, 30 September 1923, Houston Stewart Chamberlain and Winifred Wagner provided open letters which the aspiring politician gratefully used for his own purposes. It was the first time that Hitler received an enthusiastic endorsement from a widely respected cultural institution in Germany. Of particular interest are Chamberlain's letters of 7 October 1923 and of 1 January 1924. Ailing and suffering since 1914, he casts himself in the role of Amfortas who now feels comforted and relieved knowing that the new Parsifal has appeared on the scene: "Germany in the hour of her greatest need gave birth to a person such as Hitler." Like Wagner's Parsifal, Hitler is called upon to perform a "Heiltat", but this time for Germany as a whole. His mission is to rid Germany of the lethal influence of Judaism – the "todbringendem Einfluß des Judentums auf das Leben des deutschen Volkes". Chamberlain pointed out to the faithful that no one in Germany had the courage and the determination to carry out that necessary task – no one, that is, except Hitler. Whereupon he virtually anoints the new Parsi-

fal. In fact, Chamberlain gave Hitler a double role, that of Parsifal, the healer, and that of Siegfried, the liberating hero. When Hitler famously wrote that the spiritual sword with which he was fighting was forged in Bayreuth, he was actually taking a cue from Chamberlain. Apparently, Hitler had no difficulty imagining himself both as Parsifal and as Siegfried and encouraged his followers to see him in those mythical roles.

From what has been said here it should be obvious that the elimination of The Jew from German life was indeed part and parcel of Hitler's Wagnerian mission, as envisioned by Chamberlain. Those familiar with the Wagnerian code understood the implications of Hitler's endorsement by Wahnfried. Hitler did not need to give explanations, nor did the public need them. From that moment on, Hitler could be certain that he was the bearer of a mission and that he could present himself as the political heir to Wagner. No transgression or misappropriation was required here. The role of the guardian of the Wagnerian legacy and of the future savior of Germany, as defined by Chamberlain, was offered to him, the devout, ostensibly nonpolitical admirer of the *Meister*, on a silver platter.

A N H A N G

Monographien

1. Deutsche Ukrainepolitik 1918 unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftsfragen (Historische Studien 416). Lübeck-Hamburg 1970.
2. Projektstudium im Fach Geschichte. Ein Modell wird auf die Probe gestellt (uni hh reform. Dokumente zur Studien- und Prüfungsreform aus der Universität Hamburg 2). Hamburg 1972.
3. Einführung in die Geschichtswissenschaft I: Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel (Studienbücher Moderne Geschichte 1). Opladen 1975; 2., durchges. Aufl. 1976; 3. Aufl. 1978; 4. Aufl. 1980; 5., überarbeitete und aktualisierte Aufl. 1989 [mit Barbara Vogel und Heide Wunder].
4. Einführung in die Geschichtswissenschaft II: Materialien zu Theorie und Methode (Studienbücher Moderne Geschichte 2). Opladen 1975; 2. Aufl. 1980 [mit Barbara Vogel und Heide Wunder].
5. Gesellschaft und Geschichte I: Geschichte in Presse, Funk und Fernsehen. Berichte aus der Praxis von Immanuel Birnbaum, Walter Först, Karl-Heinz Janßen, Thilo Koch, Karl Ernst Moring, Gerhard Prause, Hermann Rudolph,

- Friedrich Weigend-Abendroth und Gerd Wunder (Studienbücher Moderne Geschichte 3). Opladen 1976. [Hg. mit Barbara Vogel und Heide Wunder].
6. Adolf Hitler (Dressler Menschen). Hamburg 1978; 2. Aufl. 1979; 3. Aufl. 1980; überarbeitete und mit einem Vorwort versehene Taschenbuchausgabe Ravensburg 1989; 2. Aufl. 1990; 3. Aufl. 1992; 4. Aufl. 1994.
 7. Deutschland 1970-1976 (Edition Zeitgeschehen). Hannover 1980; 3. Aufl. 1982; 4. Aufl. 1983.
 8. Deutschland 1963-1969 (Edition Zeitgeschehen). Hannover 1983; 5. Aufl. 1989.
 9. Die Sowjetunion 1917-1982 (Zeiten und Menschen 8 [Quellenheft]). Paderborn 1986.
 10. Wandel der politischen Kultur (Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen [Hg.]: Nachkriegsjahre und Bundesrepublik Deutschland. Studienbrief 8). Tübingen 1987.
 11. Deutschland 1969-1982 (Edition Zeitgeschehen). Hannover 1987; 2. Aufl. 1989.
 12. La Polemica de los Historiadores. Como la Historiografia Alemana analiza el Pasado Nacionalista (Universidad Nacional de Córdoba. Facultad de Filosofía y Humanida-

- des. Catedra de Historia Contemporanea). Córdoba (Argentina) 1988.
13. Deutschland 1945-1969 (Edition Zeitgeschehen). Hannover 1993.
 14. Zeiten des Wandels. Deutschland 1961-1974 (Informationen zur politischen Bildung 258). Bonn 1998.

Aufsätze

1. Paul Rohrbach und die Ukraine. Ein Beitrag zum Kontinuitätsproblem. In: Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. Fritz Fischer zum 65. Geburtstag. Hg. von Imanuel Geiss und Bernd Jürgen Wendt, unter Mitarbeit von Peter-Christian Witt. Düsseldorf 1973, 437-462.
2. Literatur in den Industriegesellschaften. In: Spektrum der Literatur. Hg. von Bettina und Lars Clausen (Die Große Bertelsmann Lexikothek). Gütersloh 1974, Neuaufl. 1984, 270-286.
3. Geschichte und Publizistik. Zur Arbeit und zum Selbstverständnis historisch-politischer Publizisten. In: Gesellschaft und Geschichte I: Geschichte in Presse, Funk und Fernsehen. Berichte aus der Praxis von Immanuel Birnbaum, Walter Först, Karl-Heinz Janßen, Thilo Koch, Karl Ernst Moring, Gerhard Prause, Hermann Rudolph, Friedrich Wei-

- gend-Abendroth und Gerd Wunder. Hg. von Peter Borowsky, Barbara Vogel und Heide Wunder (Studienbücher Moderne Geschichte 3). Opladen 1976, 11-46 [mit Arnold Sywottek, Barbara Vogel und Heide Wunder].
4. Partei: Interessenvertretung oder Glaubensgemeinschaft? In: Geschichte in Perspektiven. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. o. O., o. J. [Hamburg 1977], 65-83.
 5. Die „bolschewistische Gefahr“ und die Ostpolitik der Volksbeauftragten in der Revolution 1918/1919. In: Industrielle Gesellschaft und politisches System. Beiträge zur politischen Sozialgeschichte. Festschrift für Fritz Fischer zum siebzigsten Geburtstag. Hg. von Dirk Stegmann, Bernd Jürgen Wendt und Peter-Christian Witt. Bonn 1978, 389-403.
 6. What are German School Children learning about Hitler? With a Commentary by George S. Tomkins. In: The History and Social Science Teacher [Vancouver/B. C.] 14 (1979), 113-120.
 7. Vom Rassenwahn zur Ausrottung. Antworten eines Historikers auf Fragen von Schülern zu Hitlers Judenhaß. In: Als die Synagogen brannten. Die „Reichskristallnacht“ vom 9. November 1938 und ihre Folgen. Eine Veranstaltung im Helene-Lange-Gymnasium 40 Jahre danach. Hg. von Harald Focke und Peter Rautenberg. Hamburg 1979, 24-27.

8. Sowjetrußland in der Sicht des deutschen Auswärtigen Amts und der Reichswehrführung 1918-1923. In: Der Westen und die Sowjetunion seit 1917. Hg. von Gottfried Niedhart (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). Paderborn u. a. 1983, 27-51.
9. Hitler wurde die Macht übertragen. In: Eine Demokratie wird zerstört. Die Nazis an der Macht. Hg. von Harald Focke und Peter Rautenberg. Hamburg 1983, 26-30.
10. Lexikonartikel zu Geschichte, Geschichtswissenschaft, Geschichtsphilosophie, historischen Hilfswissenschaften, historischen Instituten, Archiven [106 Artikel überarbeitet oder neu verfasst] und 122 Historikerbiographien in: Bertelsmann Lexikon. Bd. 1-15. Gütersloh 1984/1985.
11. Die Restauration der Verfassungen in Hamburg und in den anderen Hansestädten nach 1813. In: Das alte Hamburg (1500-1848). Vergleiche – Beziehungen. Hg. von Arno Herzig (Hamburger Beiträge zur öffentlichen Wissenschaft 5). Berlin-Hamburg 1989, 155-175.
12. „Wünsche bey Hamburgs Wiedergeburt im Jahre 1814“ – und was daraus wurde. Die Diskussion über die Reform der Hamburger Verfassung seit 1813. In: „Sie, und nicht Wir“. Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf

- Norddeutschland. Hg. von Arno Herzig, Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Hamburg 1989, Bd. 1, 351-368.
13. Die Philosophische Fakultät 1933 bis 1945. In: Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933 bis 1945. Hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 3). Teil I-III. Berlin-Hamburg 1991, Teil II, 441-458.
 14. Geschichtswissenschaft an der Hamburger Universität 1933 bis 1945. In: Ebd., 537-588.
 15. Was ist Deutschland? Wer ist deutsch? Die Debatten zur nationalen Identität 1848 in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt und in der preußischen Nationalversammlung zu Berlin. In: Vom schwierigen Zusammenwachsen der Deutschen. Nationale Identität und Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Bernd Jürgen Wendt. Frankfurt/Main u. a. 1992, 81-95.
 16. Abschied von der „Ostzone“. Bundestag und Bevölkerung stritten über die Entspannungspolitik mit der DDR. In: Unsere Medien – Unsere Republik 2 (1993), Heft 5, 5-7.
 17. Germany's Ukrainian Policy during World War I and the Revolution of 1918-19. In: German-Ukrainian Relations in Historical Perspective. Ed. by Hans-Joachim Torke and John-Paul Himka. Toronto 1994, 84-94.

18. Fritz Fischer 90 Jahre. In: uni hh. Berichte und Meinungen aus der Universität Hamburg 29 (1998), Nr. 2, 48-49.
19. Justus Hashagen, ein vergessener Hamburger Historiker. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 84 (1998), 163-183.
20. Politische Geschichte. In: Geschichte. Ein Grundkurs. Hg. von Hans-Jürgen Goertz. Reinbek bei Hamburg 1998, 475-488.
21. „Erinnerungen aus Krähwinkels Schreckenstagen“? Hamburg in der Revolution von 1848/49. In: Die ungarische Revolution von 1848/49. Vergleichende Aspekte der Revolutionen in Ungarn und Deutschland. Hg. von Holger Fischer (Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte 28). Hamburg 1999, 183-198.

Gedenkschrift für Peter Borowsky – Inhaltsübersicht

Zum 65. Geburtstag Peter Borowskys am 3. Juni 2003 erscheint: *Lebendige Sozialgeschichte. Gedenkschrift für Peter Borowsky*. Hg. von Rainer Hering und Rainer Nicolaysen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003. Schülerinnen und Schüler, Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunde ehren ihn in diesem Band mit 48 Beiträgen:

Über Peter Borowsky

Peter Borowskys Reisen mit Walkyra. Hamburger Abenteuer oder: Ein Weg nach Walhalla! Zugleich Vorstellung einer neuen historiovisiographischen Methode und ein Geburtstagsclip

Fritz Fischer: Ansprache zum 60. Geburtstag Peter Borowskys am 3. Juni 1998

Barbara Vogel: „Projektstudium“ und „Wunderkränzchen“. Über die Entstehung der *Einführung in die Geschichtswissenschaft*

Heide Wunder: Hochschulreform: persönliche Erfahrungen

Eckart Krause: „Man kann sich hier zu Tode lehren, das bringt nichts ein“. Persönliche Erinnerungen an die gescheiterte

Überleitung von „Boro zum Prof“ – zugleich ein Stimmungsbild aus dreißig Jahren Universität Hamburg

Theorie

Joachim Molthagen: Beobachtungen zu Geschichtsschreibung und Geschichtsverständnis im antiken Griechenland und Israel

Hans-Werner Goetz: Die Historische Fragestellung in ihrer Bedeutung für die Theorie und Methode der Geschichtswissenschaft

Horst Pietschmann: Atlantische Geschichte – Geschichte zwischen europäischer Geschichte und Global History

Rainer Unruh: Traurige Tropen. Die Grenzen des poetischen Konstruktivismus – Anmerkungen zu Hayden Whites Theorie der Geschichtsschreibung

Geschlechtergeschichte

Bernd-Ulrich Hergemöller: Prolegomena einer mediävistischen Geschlechtergeschichte

Jürgen Sarnowsky: Gender-Aspekte in der Geschichte der geistlichen Ritterorden

Kirsten Heinsohn: Denkstil und kollektiver Selbstentwurf im

konservativ-völkischen Frauen-Milieu der Weimarer Republik

Norbert Finzsch: „Gay Punk, White Lesbian, Black Bitch“. Zur Konstruktion des schwarzen männlichen Revolutionärs durch die Black Panther Party – 1966 bis 1982

Deutsches Kaiserreich

Gabriele Clemens: Zwischen „Inferiorität“ und „Integration“.

Die katholische Arbeitervereinskultur im Deutschen Kaiserreich am Beispiel des Theaterspiels

Klaus Saul: „Wilde Ehen“. Umriss einer bekämpften Lebensform im Deutschen Kaiserreich

Weimarer Republik

Roger Chickering: Ludendorffs letzter Krieg

Claudia Bruns: Die „metaphysische Pathologie“ des Juden. Erkenntnistheoretische Dimensionen eines religiösen Rassismus um 1920

Klemens von Klemperer: Max Weber, Oswald Spengler und die „entzauberte“ Welt

Peter-Christian Witt: Wahlrecht und politische Stabilität. Überlegungen zu Problemen des Wahlrechts in der Weimarer Republik

Jens Flemming: Integration und Abstoßung. Anmerkungen zum Verhältnis von Konservatismus und Arbeiterschaft in der Weimarer Republik

Dirk Stegmann: Friedrich Flick: Vom industriellen Außenseiter zum Konzernstrategen 1918 bis 1933

Ursula Büttner: „Deflation führt zur Revolution“. Anton Erkelenz' vergeblicher Kampf für einen wirtschaftspolitischen Kurswechsel und die Rettung der Demokratie in der Ära Brüning

Bernd Jürgen Wendt: „Totaler Krieg“. Zum Kriegsbild der Zwischenkriegszeit

„Drittes Reich“

Axel Schildt: Übergänge in das „Dritte Reich“. Die Zeitschriften *Die Tat* und *Neue Blätter für den Sozialismus* in der ersten Hälfte des Jahres 1933

Stefan Micheler: „... denn es war doch extra gesagt, daß mit diesen Sachen aufgeräumt werden müsse.“ Der Beitrag der deutschen Bevölkerung zur Verfolgung „Homosexueller“ während der NS-Zeit

Deutschland nach 1945

Oliver von Wrochem: Integration und Ausgrenzung. Zum

Umgang mit Wehrmachtsangehörigen im Gründungsjahr-
zehnt der DDR

Hans Ellger: Gespräche mit Überlebenden des Holocaust –
eine Chance der dritten Generation

Knud Andresen: Antijüdische Aktionen der Neuen Linken
1969/70 und jüdische Reaktionen. Anmerkungen zu einem
belasteten Verhältnis

Hamburgische Geschichte

Arno Herzig: Der Hamburger Historiker Bernhard Raupach
(1682-1745)

Ulrich Prehn: Vom „Tor zur Welt“ zum „Tor zur Demokratie“?
Angloamerikanische Einflüsse, deutsche und hamburgi-
sche Selbstwahrnehmungen und Selbststilisierungen in
frühen Filmdokumenten der Nachkriegszeit

Lisa Strübel: „Hervorragende Sachkenner, zum guten Teil aus
der Universität heraus“? Die erste Generation von Studien-
kreisleitern in der Evangelischen Akademie der Hamburgi-
schen Landeskirche

Europäische Geschichte

Norbert Angermann: Dorpat/Tartu als Handelszentrum in der
Zeit des Livländischen Krieges (1558-1582)

Frank Golczewski: Die deutsche „Gefangenearbeit“ mit
Ukrainern im Ersten Weltkrieg

Rainer Wohlfeil: Lohn – Kaufkraft – Lebensqualität. Zur wirtschaftlichen Lage der Unterschichten in Málaga während
Diktatur, Zweiter Republik und Bürgerkrieg (1923 bis 1939)

Peter Fischer-Appelt: Das Modell Byzanz und seine Einflüsse
auf die Lebenswelt Osteuropas

Rainer Postel: Das Ende des dritten Pfingsttages

Wissenschafts- und Hochschulgeschichte

Arnt Goede: Forschungsinstitut oder Universität? Der Streit um
eine angemessene Wissenschaftsorganisation in Hamburg

Rainer Nicolaysen: „vitae, nicht vita“. Über Vertreibung und
Exil des Osteuropa-Historikers Richard Salomon (1884-1966)

Jakob Michelsen: Von Breslau nach Hamburg. Ostforscher am
Historischen Seminar der Universität Hamburg nach 1945

Kai Hafez: Waren die Wissenschaftler der DDR „willige Voll-
strecker“ der Macht? Gedanken zur Sozio-Psychologie au-
toritär-ideologischer Wissenschaftssysteme

Johanna Meyer-Lenz: Zur Geschichte der Kinderkardiologie
1940 bis 2000. Wissensdiskurse und Formierung einer neu-
en medizinischen Disziplin in der Bundesrepublik

Kultur

Elizabeth G. von Klemperer: Oscar Wilde and the Argument
of the Ear

Jocelyne Kolb: Historisches Vorbild und künstlerische Alchemie. Heine, Wagner und Antisemitismus in Fontanes
L'Adultera

Hans Rudolf Vaget: Thomas Mann und das Hanseatentum

Gertraud Gutzmann: Von der Unzerstörbarkeit des Ich in
Anna Seghers' Roman *Transit*

Rainer Hering: „Musik, bei der nicht genau zugehört wird“.
Filmmusik – Musik im Film

Birgit Kiupel: Paralipomena zu einem Libretto von 1717. Eine
Wiederentdeckung

Wiebke Johannsen: Event und Verbrechen. Ein Bericht aus den
Untiefen der Geschichtsvermittlung unter besonderer Berücksichtigung der Ausstellung *Troia – Traum und Wirklichkeit*

REDNERINNEN UND REDNER

GERTRAUD GUTZMANN, PhD, Professor of German Studies, Smith College, Northampton/MA.

WILFRIED HARTMANN, Dr. phil., Dr. phil. h. c., Professor für Erziehungswissenschaft – Didaktik der deutschen Sprache und Literatur – am Institut für International und Interkulturell Vergleichende Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg, 1996 bis 2003 Vizepräsident der Universität Hamburg.

RAINER HERING, Dr. phil., Archivar am Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg, Privatdozent für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hamburg.

KLEMENS VON KLEMPERER, PhD, L. Clark Seelye Professor of History (Emeritus), Smith College, Northampton/MA.

RAINER NICOLAYSEN, Dr. phil., Privatdozent für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hamburg.

JOACHIM W. STIEBER, PhD, Professor of the History of Late Medieval, Renaissance and Reformation Europe, Smith College, Northampton/MA.

H A N S R U D O L F V A G E T , PhD, Helen and Laura
Shedd Professor of German Studies and Professor of Com-
parative Literature, Smith College, Northampton/MA.

B A R B A R A V O G E L , Dr. phil., Professorin für Neuere
Geschichte am Historischen Seminar der Universität
Hamburg, 2000 bis 2002 Dekanin des Fachbereichs Philoso-
phie und Geschichtswissenschaft.

I M P R E S S U M

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-9808223-6-2 (Printausgabe)

ISSN 0438-4822 (Printausgabe)

Hamburger Universitätsreden Neue Folge

Herausgeber: Der Präsident der Universität Hamburg

Band 3: Zum Gedenken an Peter Borowsky

hrsg. von Rainer Hering und Rainer Nicolaysen

Beratung: Eckart Krause

Gestaltung: Cover nach einem Entwurf von Behrooz Elmi,
Hamburg

Typografie von Benno Kieselstein, Hamburg

Realisierung: Hamburg University Press

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Druck: Print & Mail, Hamburg

© 2003 Hamburg University Press, Hamburg

Rechtsträger: Universität Hamburg

Der Bildabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von
Hans Liermann, Hamburg.

